

bulletin

Das Magazin der Credit Suisse Nummer 5 Dezember 2006

Die Schweiz

Sorgenbarometer 2006 Arbeit, Gesundheit, AHV
Identität Schweiz Wirtschaft als starke Klammer

Schweiz Wirtschaftsprägnosen 2007
USA In Boston kommt Kleines gross heraus
Russland Ein gutes Pflaster für Optimisten
China Auf dem Weg zu nachhaltigem Wachstum



«Das ganze Meer verändert sich, wenn ein Stein hineingeworfen wird.»

Blaise Pascal (1623–1662), Philosoph und Mathematiker



EMPIRIS: Die gemeinnützige Stiftung für

Forschung
Wissenschaft
Ausbildung

e m p i r i s < >

Mit der gemeinnützigen Stiftung EMPIRIS haben Sie als Donatorin oder Donator die Möglichkeit, Projekte der Forschung, Wissenschaft und Ausbildung nach Ihren persönlichen Vorstellungen zu unterstützen. Werfen Sie einen Stein. Und bewegen Sie mit einer Zuwendung einen Teil unserer Welt.

Wir sind gerne für Sie da. Auch für Testaments- und Steuerberatung (in der Schweiz). Wir freuen uns auf Ihre Kontaktaufnahme: Gemeinnützige Stiftung EMPIRIS, Schanzeneggstrasse 3, CH – 8070 Zürich
Telefon +41 44 332 05 01, Telefax +41 44 332 05 02, www.empiris.ch, info@empiris.ch



Die Schweiz ist das wettbewerbsfähigste Land der Erde. Zu diesem Schluss kommt der Global Competitiveness Report des World Economic Forum. Bei aller Vorsicht vor Ratings: Ein Grund, auf das Erreichte stolz zu sein, ist es. Die Schweiz ist auf dem richtigen Weg.

Dank der Bulletin-Umfrage zur «Identität Schweiz» (Seite 6) wissen wir jetzt auch, dass die Wirtschaft einen signifikanten Beitrag zur Identifikation mit der Schweiz liefert. Genährt wird dieser Stolz durch global erfolgreiche Branchen, allen voran die Banken und die Pharmaindustrie, aber auch durch konkrete Marken, die im Ausland stark sind, insbesondere aus der Uhren- und Maschinenindustrie. Zwar sind die politischen Beiträge zum Stolz wie Neutralität und Unabhängigkeit zentraler, aber es gibt mehr wirtschaftliche als politische Elemente, auf die eine Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer effektiv stolz ist.

Auf der anderen Seite nehmen Arbeitslosigkeit, Gesundheitswesen und Altersvorsorge zum sechsten Mal in Folge die Spitzenplätze beim Credit Suisse Sorgenbarometer ein (Seite 14). Ebenso zielen die meistgenannten Schwächen der Schweiz direkt auf den Staat: zu viele Gesetze, zu kompliziertes Gesundheitswesen, zu hohe Steuern, zu wenig Steuergerechtigkeit, Reformunfähigkeit und zu viele Blockademöglichkeiten.

Vor diesem Hintergrund gilt es nicht, Sorgen zu pflegen, sondern aktiv Chancen zu packen. Dabei kann auf die Stärken der Schweiz gebaut werden: Allen voran das Qualitätsdenken, die Bildung sowie Sicherheit und Frieden. Aber auch die bereits erwähnten wirtschaftlichen Identifikationsfaktoren bilden eine hervorragende Basis.

Diese Stärken sind in der heutigen Zeit aber alles andere als in Stein gemeisselt. Dies gilt insbesondere für die Unternehmen, die sich im globalen Umfeld immer wieder aufs Neue behaupten müssen. Soll dies gelingen, dürfen nicht Neid, Kleinreden und Kritisieren im Vordergrund stehen, sondern gesellschaftliche und finanzielle Anerkennung für Leistung, Initiative und Selbstverantwortung. Die Devise muss lauten: Nicht Pfründe verteilen und den Status quo verteidigen, sondern Veränderungen aktiv und mutig gestalten. Es ist höchste Zeit, dem steigenden Anspruchsdanken gegenüber dem Staat (wie es in der Befragung zum Ausdruck kommt) entgegenzutreten. Seien wir alle aktive Gestalter unserer Zukunft!

René Buholzer, Head Public Policy

Von Natur aus sinnlich

Die neue Nokia 8800 Sirocco Edition vereint natürliche Harmonie und pure Eleganz in einem atemberaubenden Design. Das unterstreichen die von der Natur inspirierten weichen Formen, das polierte Edelstahlgehäuse mit kratzfestem Saphirglas und die exklusiven Klangwelten von Brian Eno, dem bekannten Komponisten und Pionier der Ambient-Musik. Die Nokia 8800 Sirocco Edition. Ein aussergewöhnliches Erlebnis.

www.nokia.ch/8800sirocco

**NOKIA
8800**
Sirocco Edition



NOKIA
Connecting People



Die Schweiz 2006: Seit nunmehr dreissig Jahren untersucht das Bulletin, wo der Schuh drückt. Das Sorgenbarometer zeigt naturgemäß die Hauptsorgen der Schweizerinnen und Schweizer auf. Diesen gilt das Augenmerk von Politik, Wirtschaft und Medien. Zu Recht, doch die Schweizer sind kein Volk griesgrämiger Pessimisten. Die zweite Bulletin-Umfrage «Identität Schweiz» zeichnet das Bild eines Volkes im Aufbruch. Vor dem Hintergrund einer weitgehend intakten Landschaft haben Urbanität und Globalisierung ihren Schrecken verloren. Das erstarke Selbstvertrauen drückt sich nicht zuletzt dadurch aus, dass die Schweizer und Schweizerinnen (wieder) stolz sind auf ihr Land: La Suisse existe.

Die Schweiz	06	Selbstverständnis Stolz auf die starke Wirtschaft
	12	Höchste Politikerin Christine Egerszegi setzt auf eine starke Willensnation
	14	Sorgenbarometer 2006 Arbeitslosigkeit verliert (nur) leicht an Bedrohlichkeit
	18	Expertenrunde Wie profitiert die Schweiz von der Globalisierung?
	22	Prägender Landesname Eine fotografische Reise zu «Schweizen» in aller Welt
	30	Exportgut Bildung Das Colegio Suizo gilt in Mexiko als akademisches Sprungbrett
	32	Karriereschritt Schweizer Hoteldirektor an der ersten Adresse in Monte Carlo
	34	Networking in Hongkong Jassen und Drachenbootrennen
	35	Solidarität Vom erfolgreichen Banker zum IKRK-Delegierten in Pakistan
	36	In göttlicher Mission Einsiedler Mönche in der Pampa Argentiniens
	38	Abendrot am Strand Geplantes Pensionärsglück auf Ibiza
Credit Suisse Business	40	150 Jahre Das Kaleidoskop des Credit Suisse Jubiläums
	42	Kurz & bündig News aus der Welt der Credit Suisse
	44	Swiss Venture Club Die Lokomotive der Wirtschaftslokomotiven
	46	Wissenswert Aus dem ABC der Finanzwelt
Credit Suisse Engagement	48	Hirnkrankheiten Empiris Award in Brain Diseases fördert wissenschaftliche Talente
	50	F1-Saisonbilanz Mario Theissen: «Wir haben den Rückstand halbiert.»
	51	Kultur in Kürze 2007 startet im Zeichen von Pferdezauber und Pferdestärken
	52	Kuss und Höllentor Auguste-Rodin-Retrospektive in London und Zürich
	54	Noten für Professoren Preis für die besten Lehrkräfte der Schweizer Universitäten
	55	Jugendarbeitslosigkeit Ein gesellschaftliches Problem gemeinsam angehen
Research Monthly	>	Das Heft im Heft: Finanzbeilage zum Herausnehmen
Neu ab 2007		Der Research Monthly wird ausschliesslich als eigenständige Publikation erscheinen. Jetzt mit dem beigelegten Talon abonnieren.
Wirtschaft	56	Schweiz Wirtschaftsaufschwung hält auch im neuen Jahr an
	60	USA In Boston kommt Kleines gross heraus
	64	Russland Ein gutes Pflaster für Optimisten
	66	China Der lange Marsch zum nachhaltigen Wirtschaftswachstum
	69	Nach-Lese Buchtipps für Wirtschaftsleute
Leader	70	Ernest-Antoine Seillière Macht sich in Brüssel für 20 Millionen Firmen stark
Auf einen Klick	74	@propos Die verschiedenen Internetgenerationen
	74	emagazine Online-Forum mit dem Sieger eines Credit Suisse Sports Awards
Impressum	69	So finden Sie uns



2006

Identität Schweiz

Qualität als grosse Stärke der Schweiz

Die Schweiz als Willensnation funktioniert nach wie vor sehr gut. Drei Viertel der Bevölkerung sind stolz, eine Schweizerin, ein Schweizer zu sein. Die Wirtschaft besitzt hohes Ansehen und eine ähnlich grosse Identitätskraft wie die Politik – dies einige Erkenntnisse der dritten Bulletin-Umfrage «Identität Schweiz».

Drei Dinge, wofür die Schweiz steht

«Sagen Sie mir bitte drei Dinge, wofür die Schweiz für Sie persönlich steht.»

Sicherheit

→ 21%⁽⁻⁷⁾

Neutralität

→ 20%⁽⁻⁷⁾

Präzision

→ 19%⁽⁺⁵⁾

Landschaft

→ 15%⁽⁺⁴⁾

Freiheit

→ 14%⁽⁻⁵⁾

Alpen

→ 14%⁽⁺⁹⁾

Wohlstand

→ 12%⁽⁻¹⁾

Sauberkeit

→ 11%⁽⁻³⁾

Demokratie

→ 10%⁽⁻⁸⁾

Tourismus

→ 9%⁽⁰⁾

Banken

→ 7%⁽⁻²⁾

Unabhängigkeit

→ 5%⁽⁻⁵⁾

Tradition

→ 5%⁽⁰⁾

Vielsprachigkeit

→ 4%⁽⁰⁾

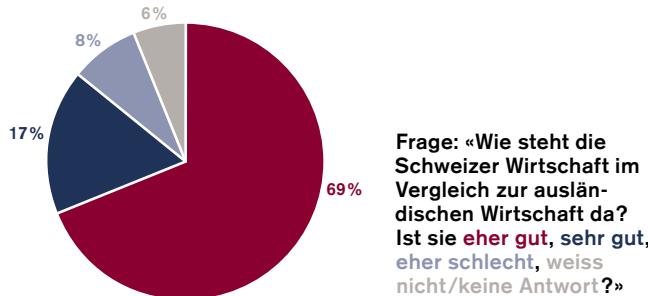
Solidarität

→ 3%⁽⁻⁵⁾

→ Erhebung 2006 (Erhebung 2005)

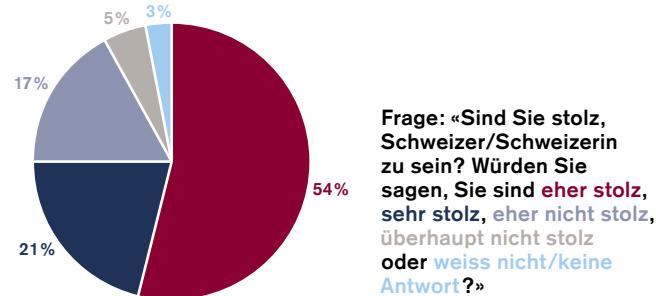
Die Qualität der Schweizer Wirtschaft

Nicht alle glauben an den grossen Wirtschaftsaufschwung. Aber 88 Prozent stuften die eigene Wirtschaft höher ein als die ausländische.



Der Stolz auf das Schweizersein

Die Schweizer strotzen wieder vor Selbstvertrauen. Nur fünf Prozent sind überhaupt nicht stolz, Schweizer oder Schweizerin zu sein.



Die Stärken der Schweiz

Frage: «Welches sind die Stärken der Schweiz, über die in der letzten Zeit diskutiert und geschrieben worden sind?» (Mehrfachnennungen möglich)

Neutralität → 45%

Qualität → 42%

Bildung → 36%

Mitspracherechte → 35%

Frieden → 35%

Finanzplatz/Banken → 28%

Stabilität → 25%

Ordnung/Sauberkeit → 25%

Zusammenleben der Kulturen → 23%

Individuelle Freiheiten → 23%

Freizeit/Tourismus → 22%

Soziale Sicherheit → 18%

Gesundheitswesen → 15%

Die Schwächen der Schweiz

Frage: «Welches sind die Schwächen der Schweiz, über die in der letzten Zeit diskutiert und geschrieben worden sind?» (Mehrfachnennungen möglich)

Zu viele Gesetze → 52%

Kompliziertes Gesundheitswesen → 48%

Zu hohe Steuern → 44%

Ungerechte Steuern → 38%

Reformunfähigkeit → 28%

Zu viele Blockademöglichkeiten → 26%

Abhängigkeit vom Ausland → 26%

Zu viel Multikulturelles → 23%

Zu wenig starke Politiker → 22%

Abhängigkeit von der EU → 21%

Verschlossenheit → 19%

Nicht-Mitgliedschaft in der EU → 19%

Filz und Kartellabsprachen → 17%

Identität Schweiz: sechs Thesen

- 1. Wirtschaft und Politik sind Kernelemente der Schweizer Identität, die mehr Stärken als Schwächen hat.**
- 2. Die politische Identitätskraft fusst auf dem Glauben an den Sonderfall mit Unabhängigkeit und Neutralität und auf dem Partizipationsmodell aller Bürger und Bürgerinnen und aller staatlichen Akteure untereinander.**
- 3. Die wirtschaftliche Identifikationskraft fusst auf dem Glauben an die Stärke und die Qualität einheimischen Wirtschaftsschaffens sowohl der klassischen Branchen wie Uhren und Maschinen als auch der modernen globalen Branchen Finanzen und Pharma.**
- 4. Die Komplexität und Regeldichte ist eine eindeutige politische Schwäche des Landes.**
- 5. Zu wenig Ausbildungs- und Arbeitsplätze ist eine eindeutige wirtschaftliche Schwäche des Landes.**
- 6. Die zunehmende Anspruchsmentalität dem Staat gegenüber ist eine eindeutige gesellschaftliche Schwäche des Landes.**

«Suiza no existe» – das vom Künstler Ben Vautier kreierte Motto des Schweizer Pavillons an der Weltausstellung 1992 in Sevilla erschütterte das Land. Ist die Schweiz nur noch fähig, sich auf negative Art zu definieren? 15 Jahre nach dem Schweizer Jubiläumsjahr bestätigen sich diese Zweifel nicht. Die grosse Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger stehen zur Schweiz und zu den wesentlichen Elementen, die ihre Identität ausmachen. Nun gilt der in Sevilla weitgehend ignorierte Zusatz «Je pense, donc je suis».

Nicht durch die rosa Brille betrachtet

Es ist indes keineswegs so, dass die vom gfs.bern zum dritten Mal durchgeführte Befragung «Identität Schweiz» ein völlig unkritisches Bild zeichnen würde. Die nachlassende Akzeptanz unseres Konkordanzsystems mit einer alle wichtigen Parteien umfassenden Regierung muss den Politikern zu denken geben, zumal man sich zunehmend an die politische Polarisierung zu gewöhnen scheint und diese nicht mehr als ernsthafte Gefahr für die schweizerische Identität ansieht. Nähern wir uns dem Konkurrenzsystem mit Regierung und Opposition?

«Eine eindeutige politische Schwäche des Landes sind die Komplexität und die Regeldichte», weist Projektleiter Lukas Golder auf ein wesentliches Resultat hin. «In wirtschaftlicher Hinsicht sind es die fehlenden Ausbildungs- und Arbeitsplätze – dies korreliert mit der Angst vor der Arbeitslosigkeit als Spaltenreiter des Sorgenbarometers.»

Als Europäer oder Weltbürger definieren sich wenige

75 Prozent der Befragten sind stolz, Schweizer beziehungsweise Schweizerin zu sein (Grafik Seite 8 oben). Dieser Wert entspricht in etwa dem der Vorjahre (78 Prozent 2005, 73 Prozent 2004), der leichte Rückgang liegt jedenfalls innerhalb des statistischen Stichprobenfehlers (+/- 3,1 Prozent) und sollte nicht überinterpretiert werden. Als Identifikationsraum dienen primär die Wohngemeinde (33 Prozent), das ganze Land (26 Prozent), der Kanton (21 Prozent), weniger aber die Sprachregion (13 Prozent) und schon gar nicht die grossen Gebilde Europa und Welt (4 beziehungsweise 3 Prozent). Dies erstaunt nicht, bemerkenswert sind indes die kantonalen Unterschiede: Die Mittellandkantone Aargau, Thurgau und Zürich beispielsweise entwickeln ausgesprochen wenig, die drei südlichen Kantone Graubünden, Tessin und Wallis hingegen besonders viel Identifikationskraft. Betrachtet man auch die zweite Nennung des räumlichen Zugehörigkeitsgefühls, so liegen Land und Kanton wie schon letztes Jahr vor der Gemeinde. Im Zeitalter der Gemeindefusionen und der individuellen Mobilität gerät die einst starke Stellung der Kommunen zunehmend unter Druck.

Sicherheit und Frieden als sichere Werte

Drei Dinge, wofür die Schweiz steht? Was würde man selbst antworten? Keine Ahnung? Das Umfrageresultat jedenfalls ist, leicht abgeschwächt zwar, zum dritten Mal in Folge fast dasselbe (Grafik

Seite 7): Sicherheit und Frieden (21 Prozent, nach 28 und 29 Prozent in den Vorjahren). Es folgen die Neutralität (20 Prozent) sowie, aufgestiegen, Ordnungsbewusstsein und Präzision. An Bedeutung verloren gegenüber 2005 haben hingegen die Merkmale Freiheit/ Meinungsfreiheit und vor allem direkte Demokratie/Mitspracherecht. Schimmert hier eine zunehmende Politikverdrossenheit durch? Jedenfalls sind symbolische Elemente wie beispielsweise die Sauberkeit oder die Landschaft gegenüber den politischen Faktoren in den Vordergrund gerückt.

Bei den erkannten Stärken der Schweiz, die das Identitätsgefühl wesentlich mitprägen, schneidet die Wirtschaft sehr gut ab (Grafik Seite 8 unten). Konnten die Umfrageteilnehmer nur eine einzige Stärke nennen, so schwingen die Schweizer Qualität (15 Prozent), der Frieden (13 Prozent) sowie der Finanzplatz (9 Prozent) obenaus. Es folgen mit einem Abstand in dieser Reihenfolge Neutralität, direkte Demokratie, individuelle Freiheiten, Bildung, soziale Sicherheit, Gesundheitswesen und Zusammenleben der Kulturen. Von Mehrfachnennungen profitieren vor allem die Charakteristika Neutralität, Bildung und direkte Demokratie.

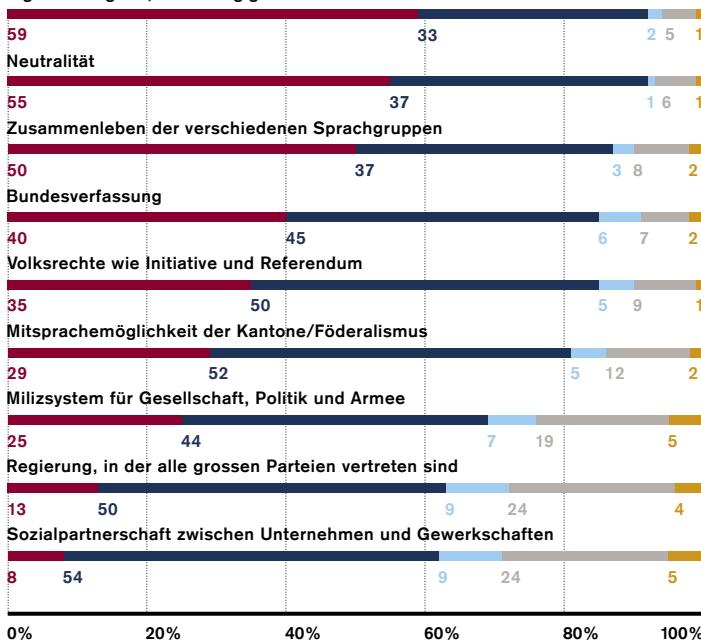
Als grösste Gefährdung der schweizerischen Identität wird in der Umfrage, nicht zum ersten Mal, die Einwanderung angesehen (74 Prozent). Dass die internationale Öffnung (59 Prozent) und der politische Reformstau (56 Prozent) ebenfalls als Gefahr betrachtet werden, war wohl zu erwarten.

>

Der Stolz auf die schweizerische Politik

Frage: «Gibt es bestimmte Dinge, auf die Sie an der schweizerischen Politik besonders stolz sind? Sagen Sie mir anhand dieser Liste jeweils, ob Sie sehr stolz, ziemlich stolz, weiss nicht/keine Antwort, eher nicht stolz oder überhaupt nicht stolz sind.»

Eigenständigkeit, Unabhängigkeit



Der erneut hohe Wert des Egoismus (57 Prozent) als Element der Identitätsgefährdung wiederum deutet an, dass Fremd- und Eigenwahrnehmung teilweise auseinanderklaffen. Im Prinzip erkennt man die zunehmende Anspruchsmentalität dem Staat gegenüber, doch auf sich selbst bezogen sind – gemäss Befragung – die meisten Leute der Meinung, ihre Leistung zugunsten der Allgemeinheit sei in Relation zur Gegenleistung bereits jetzt schon zu hoch.

Stolz auf Qualität und starke Marken im Ausland

Die Wirtschaft hat, wie schon in den beiden Vorjahren, allen Grund zur Zufriedenheit: 17 Prozent der Befragten sind der Meinung, die Schweizer Wirtschaft sei im Vergleich zur ausländischen «sehr gut», weitere 69 Prozent bezeichnen sie als «eher gut» (Grafik Seite 8 oben). Von Wirtschaftspessimismus – wie er sich in der Sorgenbarometer-Erhebung zumindest ansatzweise zeigt – also keine Spur. Langfristig ist das Vertrauen in Kernelemente der Wirtschaft gegeben, auch wenn kurzfristig wirtschaftliche Sorgen geäußert werden. Besonders stolz ist man auf die folgenden Stärken (siehe nebenstehende Grafik): Internationaler Qualitätsruf (94 Prozent «sehr» beziehungsweise «ziemlich stolz»), Uhrenindustrie (94), starke Marken im Ausland (93), erfolgreiche KMUs (93), Forschung (92), Maschinenindustrie (91) sowie Innovationskraft /Hightech (90). Es folgen die Pharmaindustrie (86), die Service-Public-Unternehmen (85), der Finanzplatz (81), internationale Konzerne mit Sitz in der Schweiz (80) sowie das Bankkundengeheimnis (76). Dieses ist also für drei Viertel der Bevölkerung nicht etwa ein lukratives Übel, sondern ebenfalls ein prägendes Merkmal des Landes, auf das man stolz ist. Insgesamt sind die wirtschaftlichen Werte erfreulich hoch – deutlich höher jedenfalls als die vergleichbaren politischen Werte. Dies bedeutet indes nicht, dass nicht noch ein gehöriges Verbesserungspotenzial vorhanden wäre.

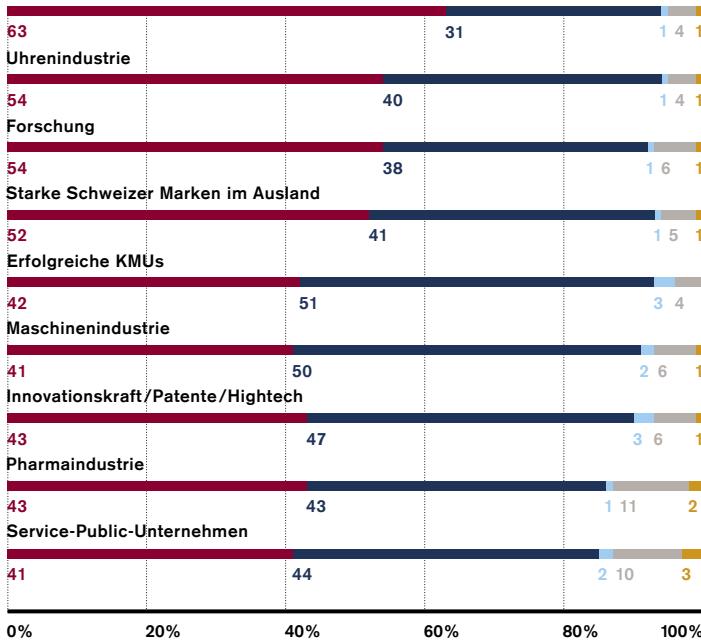
Dementsprechend fehlt bei der Aufzählung der Schwächen der Schweiz die Wirtschaft fast vollständig. Diese werden in der Politik gesucht, die teils den Bürger, teils die Wirtschaft einengt. Erst an 15. Stelle wird beispielsweise «zu wenig Innovation in Wirtschaft und Gesellschaft» moniert.

Trotzdem kann und soll die Wirtschaft nach Ansicht der Bevölkerung für die Schweiz zusätzliche Leistungen erbringen: Insbesondere finden die Schweizerinnen und Schweizer, die Wirtschaft stelle viel zu wenig Arbeits- und Ausbildungsplätze bereit und bezahle auch zu wenig Steuern. Die Grossunternehmen sehen sich eindeutig stärker mit diesen Vorwürfen konfrontiert als die KMUs. Dies mag einerseits damit zusammenhängen, dass man bei den

Der Stolz auf die schweizerische Wirtschaft

Frage: «Gibt es bestimmte Dinge, auf die Sie an der schweizerischen Wirtschaft besonders stolz sind? Sagen Sie mir anhand dieser Liste jeweils, ob Sie sehr stolz, ziemlich stolz, weiss nicht/keine Antwort, eher nicht stolz oder überhaupt nicht stolz sind.»

Internationaler Qualitätsruf



10 Milliarden Franken Steuern Fünf der hundert grössten Weltkonzerne sind Schweizer Unternehmen. Credit Suisse, Nestlé, Novartis, Roche und UBS beschäftigen zusammen in der Schweiz rund 80 000 Mitarbeitende. Sie sind, wie aus einer Untersuchung von Avenir Suisse hervorgeht, auch für die Staatskasse interessant, liefern sie doch zusammen jährlich rund 10 Milliarden Franken Steuern an den Fiskus ab. In Zürich und Basel tragen diese Grossunternehmen dieses Jahr rund die Hälfte aller Unternehmenssteuern bei. Sie bieten auch überdurchschnittlich viele Ausbildungsplätze an. Allein die Credit Suisse verfügt derzeit über rund 1000 Ausbildungsplätze für Jugendliche. Darunter befinden sich rund 600 Lehrstellen für Lernende. Hinzu kommen Ausbildungsplätze für Maturanden, Studenten und Studienabgänger. Mehr Informationen dazu unter www.credit-suisse.com/careers.

Grossen noch mehr Potenzial vermutet als bei den Kleinen, aber auch damit, dass die effektiven Leistungen der Grossunternehmen gerade in diesen Bereichen generell unterschätzt werden (siehe Box oben).

«Die Konkordanz ist stark eingebrochen»

Auf welche politischen Werte sind die Schweizer stolz? Kamen bei der Wirtschaft zehn Bereiche auf einen Wert von über 40 Prozent «sehr stolz», so sind es in der Politik gerade mal vier: Unabhängigkeit (59 Prozent), Neutralität (55), Zusammenleben der Sprachregionen (50) und Bundesverfassung (40). Der Glaube an die Volksrechte (35), den Föderalismus (29), das Milizsystem (25), das Konkordanzsystem (13) und die Sozialpartnerschaft (8) ist hingegen stark erschüttert, ohne aber bereits ins Negative gekippt zu sein. Nimmt man die «stolz»-Werte hinzu, so verbessert sich das Bild, mit Ausnahme der Einschätzung der Sozialpartnerschaft (54 Prozent), nur unwesentlich (Grafik Seite 10 oben).

Lukas Golder hebt den Warnfinger: «Stark ist die Konkordanz eingebrochen. Waren 2004 noch 79 Prozent sehr oder eher stolz auf eine Regierung mit allen grossen Parteien, so beträgt dieser Anteil zwischenzeitlich noch 63 Prozent. Dieser Rückgang entspricht annähernd einer Dreiviertelmillion Menschen. Von allen Elementen der Schweizer Politik ist es mit Abstand dasjenige, welches am meisten an Identifikationskraft verloren hat.»

Die Schwächen, welche die Schweizerinnen und Schweizer orten, zeigen sich bei Mehrfachnennungen in folgender Reihenfolge: Zu viele Gesetze, zu kompliziertes Gesundheitswesen, zu hohe Steuern, zu wenig Steuergerechtigkeit, Reformunfähigkeit, zu viele Blockademöglichkeiten (Grafik Seite 8 unten).

Ist nur noch eine einzige Nennung erlaubt, so verlieren die Gesetzesflut und der Reformstau für die Bevölkerung eindeutig an Schrecken im Vergleich zu all jenen Problemen, die das Individuum selbst direkt zu spüren bekommen kann. In die (negative) Top 6 schafft es nun übrigens auch die Klage über zu wenig starke Politiker. Dem erwähnten identitätsgefährdenden Faktor Einwanderung entsprechen als – ebenfalls oft genannte – Schwächen die Abhängigkeit vom Ausland und der Multikulturalismus.

Klare Aufträge an die Politiker

Zwar wird immer wieder, auch in dieser Umfrage, der Reformstau angesprochen, aber stark ist das Reformbedürfnis eben doch nicht. Nur 15 Prozent sind uneingeschränkt der Meinung, das politische System benötige gründliche Reformen. Das sind weniger als 2004

und deutlich weniger als bei einer vergleichbaren Erhebung 1997 (21 Prozent). Hingegen empfinden 43 Prozent den Staat als zu bürokratisch (Tendenz klar steigend) und 30 Prozent als zu wenig sorgsam (Tendenz sinkend). 25 Prozent sind der Ansicht, der Staat erledige zu viele Aufgaben (Tendenz steigend).

Die wichtigsten politischen Ziele sind die Sicherung von AHV/IV (97 Prozent) und das wirtschaftliche Wachstum (97), die Bekämpfung von Kriminalität und Terrorismus (95), der Kampf gegen das Ansteigen der Gesundheitskosten (94) und den Ausgabenzuwachs beim Bund (94), dann aber auch die Förderung der Bildung (94), die Reduktion der Bürokratie (91), die Förderung selbstständiger Erwerbstätigkeit (90), die bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf (88) und die Stabilisierung der Treibstoffemissionen (88).

Muss der Befragte unter diesen Themen einen einzigen Schwerpunkt setzen, so liegt die AHV/IV-Problematik (24 Prozent) mit grossem Abstand vor dem Gesundheitswesen (11) und dem Wirtschaftswachstum (10). Danach folgt bereits der Wunsch nach besserer Vereinbarkeit von Familie und Beruf (8 Prozent), ein Postulat, das Politik und Wirtschaft gleichermaßen fordert.

Die Bereitschaft des Einzelnen hält sich in Grenzen

Bei den angestrebten Verbesserungen dürfen Politik und Wirtschaft nur bedingt auf freiwillige Beiträge der Einzelnen hoffen. 71 Prozent der Befragten erachten jedenfalls ihre persönlichen Steuern als zu hoch. 51 Prozent sind der Meinung, der Staat leiste zu wenig für die Allgemeinheit. Persönlich fühlen sich die Befragten offensichtlich vom Staat im Stich gelassen: Für sich selbst erachten 56 Prozent dessen Leistungen als unbefriedigend. Dies ist umso gravierender, als das Individuum eindeutig der Meinung ist, es leiste – über die Steuern hinaus – bereits jetzt zu viel für die Allgemeinheit.

Diese Entwicklung sollte man nicht einfach nur als Egoismus und steigende Anspruchsmentalität abtun. Wie auch das Sorgenbarometer darlegt, haben viele Stimmbürgerinnen und Stimmbürger, insbesondere des Mittelstandes, das Gefühl, vom Staat übermäßig geschöpft zu werden. Zudem hat der Souverän in der Schweiz bekanntlich immer Recht. <

Der 30-seitige Abschlussbericht «Wirtschaft als Element der Schweizer Identität» und zahlreiche Grafiken sind auf www.credit-suisse.com/emagazine zu finden.

«Ich will die Schweiz als Willensnation bestärken»

Als Politikerin betrachtet Christine Egerszegi-Obrist die Sorgen der Schweiz mit anderen Augen als die übrige Bevölkerung. So bereitet ihr beispielsweise die Altersvorsorge keinen Kummer, weil die Probleme ganz klar auf dem Tisch liegen. Ein Interview mit der freisinnigen Nationalratspräsidentin des Jahres 2007.

Interview: Andreas Schiendorfer

Bulletin: Frau Egerszegi, nennen Sie uns bitte Ihre fünf Hauptarten als Schweizerin.

Christine Egerszegi: 1. Sanierung der Invalidenversicherung 2. Jugendarbeitslosigkeit 3. Konkurrenzfähigkeit unserer Unternehmen im Ausland 4. Konkordanz 5. Zusammenhalt der vier (Sprach-)Kulturen.

Damit unterscheiden Sie sich ziemlich von den Ergebnissen des Sorgenbarometers. Nehmen wir die Altersvorsorge.

Dies ist ja eines Ihrer Themen ...

Ja, bei der 11. Revision der AHV stecke ich mittendrin. Ich habe dieses Thema nicht erwähnt, weil man weiß, wo die Probleme liegen: Die Leute leben länger, und die Geburtenrate sinkt. Man kann beispielsweise genau ausrechnen, wie viele Renten im Jahr 2040 fällig sind. Und weil die Situation planbar ist, werden wir sie auch lösen.

Dafür weisen Sie auf die Invalidenversicherung hin, von der nur wenige betroffen sind.

Das täuscht gewaltig. Wenn unserem Sozialwerk in den nächsten zehn Jahren eine Gefahr droht, dann kommt sie von der Invalidenversicherung. Diese verursacht jedes Jahr ein Defizit von 1,5 Milliarden Franken – und getragen wird dieses vom AHV-Ausgleichsfonds. Die markanten Prämien erhöhungen bei der beruflichen Vorsorge sind ebenfalls weitgehend auf die Versicherung gegen die Invalidität zurückzuführen. Wir müssen eine Entkoppelung der Sozialwerke

herbeiführen und nach erfolgter Entschuldung der Invalidenversicherung Beiträge und Leistungen in Einklang bringen. Es müssen die Leistungen der Invalidenversicherung korrigiert werden, aber es wird auch nicht – zumindest befristet – ohne die Erhöhung der Mehrwertsteuer und ohne Lohnbesteuerung gehen. Generell müssen wir ein anderes Verhältnis zu den Sozialversicherungen finden: Es geht darum, ein Netz zu bieten, aber nicht um die Wahrung des Wohlstands.

Sie haben die Jugendarbeitslosigkeit und nicht die Arbeitslosigkeit generell angesprochen.

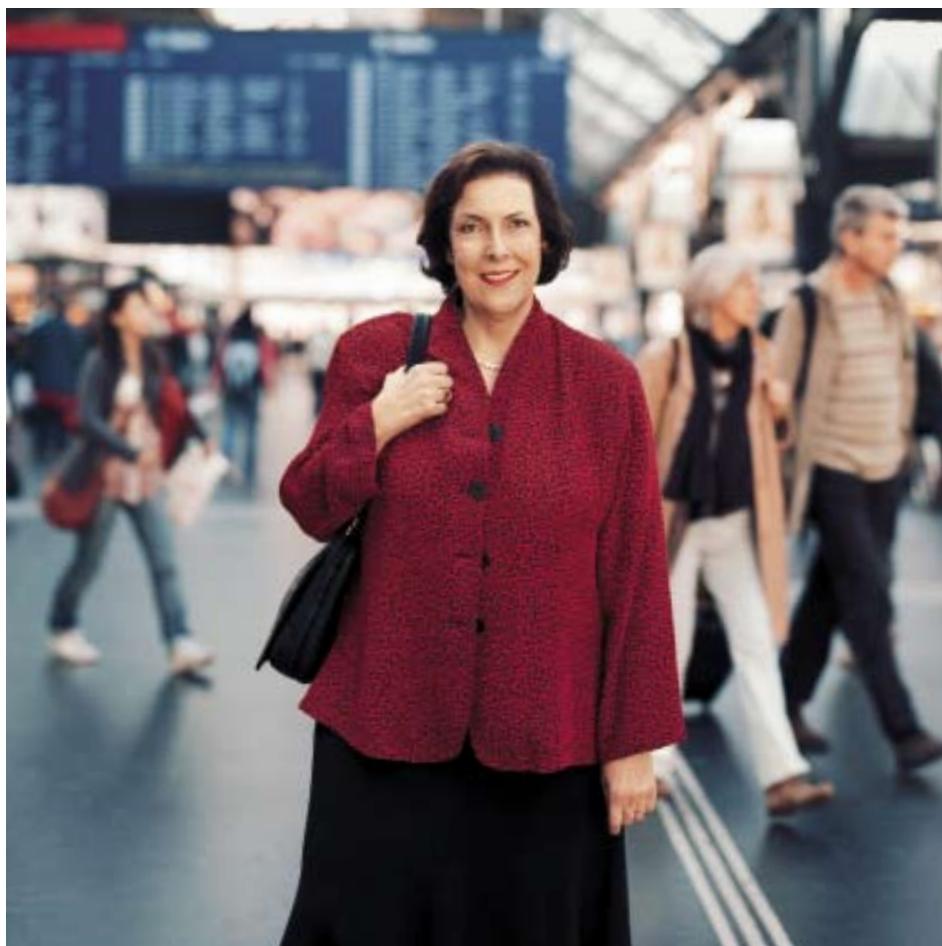
Ich habe Verständnis dafür, dass der Arbeitslosigkeit die Hauptorgie der Bevölkerung gilt. Vergleichen wir Politiker jedoch unsere Arbeitslosigkeit mit den umliegenden Ländern, müssen wir geradezu von einer Traumquote sprechen, und die Situation wird sich erfreulicherweise weiter bessern. Katastrophal ist für mich aber die Situation für unsere Jungen. Es fehlen Lehrstellen und Praktikumsplätze. Es gibt leider viele Betriebe, die aus zeitlichen und finanziellen Gründen keine Ausbildungsplätze mehr anbieten. Dies kann ja – dank der bilateralen Verträge – kurzfristig gut gehen; aber ist es auf die Dauer nicht sinnvoller, wenn man den Berufsnachwuchs selbst ausbildet und prägt? Die gesparten Kosten schlagen jedenfalls bei den Sozialausgaben umso mehr zu Buche.

Nächstes Stichwort: Gesundheitskosten.

Das ist, trotz Wirtschaftswachstum, nicht einfach zu lösen. Man denkt nicht daran, dass rund eine Million Leute direkt oder indirekt vom Gesundheitswesen profitieren. Und natürlich will niemand weniger verdienen. Wir müssen klarer unterscheiden zwischen einer Risikoversicherung wie AHV oder IV, wo Steuern und Abgaben als Renten ausbezahlt werden, und der Krankenversicherung, bei der Leistungen eingekauft werden. Zur Kostendämpfung gilt es aber den ungehinderten Zugang zu Doppelleistungen einzuschränken. Zudem ist das Gesundheitswesen ein Bereich, wo wir unbedingt eine schweizerische Harmonisierung anstreben müssen. Mittlerweile erlauben Krankenkassen, dass man ein Rehazentrum im Ausland aufsucht, aber über die Kantonsgrenzen hinaus darf man nicht gehen.

Ein Dauerbrenner im Sorgenbarometer ist auch das Asylwesen.

Mein Name weist darauf hin, dass ich mit einem ungarischen Flüchtling von 1956 verheiratet gewesen bin – er ist leider vor zwei Jahren verstorben. Wir Schweizer müssen den Flüchtlingen und Asylsuchenden mit der Offenheit von Gastgebern begegnen; aber wir dürfen umgekehrt verlangen, dass sich die Gäste an die Hausordnung halten und nicht mehr Rechte für sich in Anspruch nehmen als der Rest der Bevölkerung. Mit der Abstimmung im September haben wir einen



Kämpferin mit musischer Note Als Leiterin der Musikschule Mellingen erkannte Christine Egerszegi schon früh die Möglichkeiten der Musik, Brücken zwischen den Menschen zu schlagen. Gleichzeitig sah sie aber, dass teilzeitangestellte Musiklehrerinnen ganz legal aus der Pensionskasse ausgeschlossen wurden. Gegen solche Ungerechtigkeiten kämpft die neue Nationalratspräsidentin, die 1989 als Aargauer Grossrätin in die Politik einstieg, seit Jahren an. Als höchste Schweizerin will sie vor allem den Kontakt zwischen Bevölkerungsgruppen fördern, die sonst wenig miteinander zu tun haben.

grossen Schritt in die richtige Richtung gemacht. In zwei Jahren wird das Umfrageergebnis in diesem Punkt sicher ganz anders ausfallen.

Nächstes Stichwort: neue Armut.

Die Armut ist meines Erachtens nicht neu. Neu ist, dass man offen darüber spricht. Und das ist gut so. Allerdings kommt es darauf an, wie man Armut definiert. Heute ist arm, wer nicht Zugang zu den Leistungen hat, die allen offen stehen. Mir missfällt eine solche rein materielle Betrachtungsweise ohne Berücksichtigung der Lebensumstände. Weil unser Sozialnetz gut funktioniert, erachte ich die Armut nicht als ein vordringliches Problem der Schweiz. Da finde ich beispielsweise die Vereinbarkeit von Familie und Beruf wichtiger. In dieser Beziehung gibt es noch viel zu tun.

In der Abstimmung vom 26. November ging es um die Familienzulagen ...

... und damit um den Abbau von bürokratischen Schranken, welche die Mobilität behindern. Die steuerliche Entlastung der Familien muss wesentlich weiter gehen. Immerhin ist nun die «steuerliche Heiratsstrafe» abgeschafft worden. Auf Bundesebene sind wir auf dem richtigen Weg, aber die Kantone müssen nachziehen. Es ist beispielsweise nicht einzusehen, weshalb man Pendlerauslagen von den Steuern abziehen kann, nicht aber Kinderbetreuungskosten. Und wer meint, die Ausbildungszulagen seien kostendeckend, der ist ein hoffnungsloser Träumer ...

Bei der Umfrage «Identität Schweiz» mussten die Leute erklären, wofür für sie die Schweiz steht. Ihre Favoriten? Zuverlässigkeit, Qualität, Pünktlichkeit, Beständigkeit und Innovationsbereitschaft. Es geht um die richtige Mischung zwischen Bewahren und Offensein für Neues, zwischen Tradition und Innovation. Zur Schweiz gehört aber auch, dass sie der Sitz weltweit tätiger Firmen ist, dass sie keine Bodenschätze besitzt und dass viel Forschung betrieben wird. Und die Schweiz ist ein Land, in dem seit vielen Jahrzehnten keine kriegerische Auseinandersetzung stattgefunden hat. Dies alles ist nicht das Verdienst einer Regierung oder gar einer Partei, sondern des Einsatzes mehrerer Generationen.

Was sind, letzte Frage, Ihre Ziele als Nationalratspräsidentin 2007?

Die Schweiz ist eine Willensnation, ein Land, dessen Bewohner zusammenleben wollen. Dies möchte ich wieder in Erinnerung rufen und bestärken. <



2006

Sorgenbarometer

Optimismus zaghhaft im Vormarsch

Wo drückt die Schweizer der Schuh? Seit dreissig Jahren beantwortet das Bulletin diese Frage. Das Sorgenbarometer zeigt zum sechsten Mal in Folge die drei gleichen Hauptarten an: Arbeitslosigkeit, Gesundheitswesen, Altersvorsorge. Trotzdem brachte die wissenschaftliche Repräsentativumfrage verschiedene neue Erkenntnisse.

Problembewusstsein 2006

«Welches sind heute Ihrer Meinung nach die fünf wichtigsten Probleme der Schweiz?» (Mehrfachnennungen)

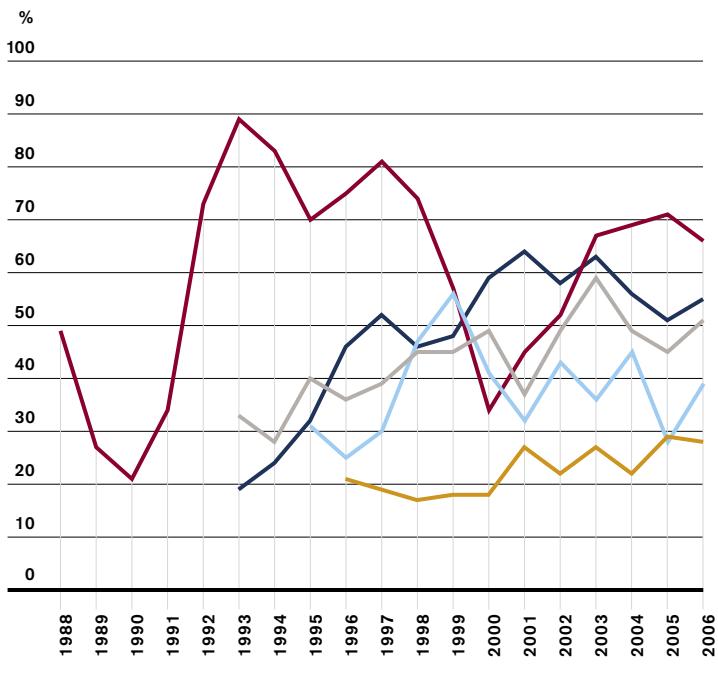
- # Arbeitslosigkeit → 66%⁽⁻⁵⁾
- # Gesundheitswesen → 55%⁽⁺⁴⁾
- # Altersvorsorge → 51%⁽⁺⁶⁾
- # Flüchtlinge → 39%⁽⁺¹¹⁾
- ## Neue Armut → 28%⁽⁻¹⁾
- ## Ausländer → 27%⁽⁻³⁾
- ## Einkommen → 26%⁽⁺⁵⁾
- ## Inflation → 19%⁽⁺⁷⁾
- ## Soziale Sicherheit → 19%⁽⁺⁴⁾
- ## Europäische Integration → 18%⁽⁻¹⁾
- ## Bundesfinanzen → 17%⁽⁻⁶⁾
- ## Drogen → 14%⁽⁰⁾
- ## Persönliche Sicherheit → 13%⁽⁻⁷⁾
- ## Wirtschaftsentwicklung → 13%⁽⁻¹²⁾
- ## Energie → 11%⁽⁰⁾
- ## Globalisierung → 11%⁽⁻⁵⁾
- ## Terrorismus → 11%⁽⁻⁴⁾
- ## Landwirtschaft → 10%⁽⁰⁾

→ Erhebung 2006 (Erhebung 2005)

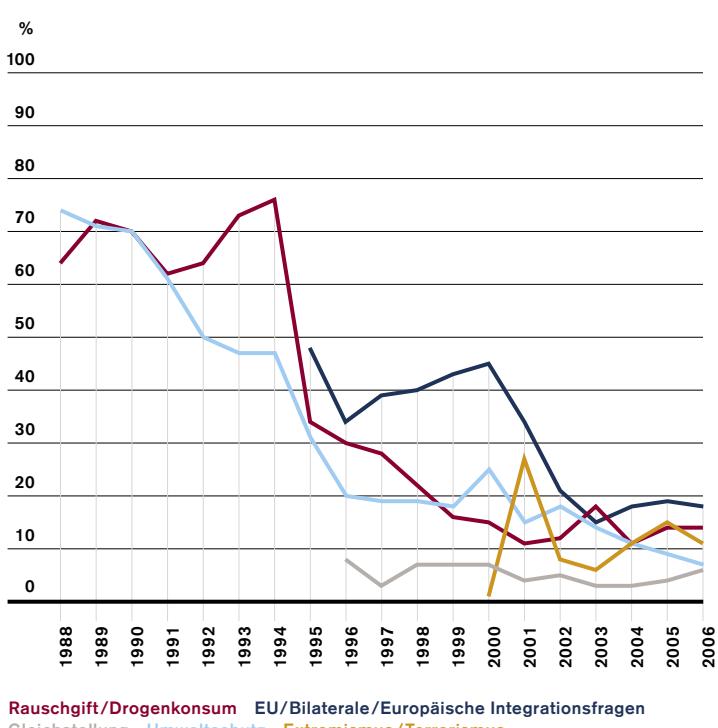
Das Problembeusstsein im Langzeitvergleich

Was bereitete den Schweizern in den letzten Jahren am meisten Sorgen? Bei der Beantwortung dieser Frage kann man je eine Gruppe von «Absteigern» und von «Dauerbrennern» erkennen. Die in der Grafik aufgeführten Themen «Asylwesen» und «neue Armut» gehören nur bedingt dazu, weil sie einen zyklischen Verlauf aufweisen.

Nachhaltige Problematisierung (Dauerbrenner)



Nachhaltige Entproblematisierung (Absteiger)



Die schweizerische Konjunktur hat wieder angezogen. 2006 beträgt das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts (BIP) 2,8 Prozent gegenüber 1,9 Prozent im Vorjahr. Alois Bischofberger, Chefökonom der Credit Suisse, prognostiziert für das kommende Jahr einen Anstieg der Beschäftigung um 1,1 Prozent und damit verbunden einen weiteren Rückgang der Arbeitslosigkeit von derzeit 3,3 Prozent auf 2,9 Prozent (siehe Seite 56). Hat dieser sachte Aufschwung auch Niederschlag im «Sorgenbarometer 2006» gefunden, welches das Forschungsinstitut gfs.bern zum zwölften Mal im Auftrag des Bulletins der Credit Suisse durchgeführt hat?

Arbeitslosigkeit bleibt die Hauptsorge

Die Arbeitslosigkeit ist nach wie vor das Problem, das die Schweizerinnen und Schweizer am meisten beschäftigt. 66 Prozent der Befragten stuften die Arbeitslosigkeit als eine der fünf Hauptsorgen der Schweiz ein. Immerhin können wir damit – auf sehr hohem Niveau – einen Rückgang von fünf Prozent konstatieren. Im Langzeitvergleich widerspiegelt die Problematisierung der Arbeitslosigkeit recht gut die jeweilige Konjunktursituation.

Noch viel deutlicher schlägt der momentane Aufschwung bei zwei anderen Themenkreisen durch: Die Wirtschaftsentwicklung, 2005 mit 25 Prozent noch als siebtgrößtes Problem bezeichnet, findet sich nun mit 13 Prozent auf Position 14. Und die Sorge um die Bundesfinanzen hat, auch dank der Sparbemühungen des Bundesrats, von 23 auf 17 Prozent abgenommen.

Neue Armut: Bevölkerung ist solidarisch

Virulent bleibt nach wie vor das Problem der «neuen Armut». Diese bereitet seit 2001 über 20 Prozent der Bevölkerung grosse Sorgen. Diesmal sind es 28 Prozent (Rang 5). Da 7 Prozent ihre eigene finanzielle Situation als «schlecht» oder gar «sehr schlecht» bezeichnen, ist dieser hohe Wert gleichzeitig ein Indiz für das Solidaritätsdenken der Schweizer. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, dass die Nennhäufigkeit der «sozialen Sicherheit» mit 19 Prozent den zweithöchsten Wert seit 1995 erreicht hat.

Die drei Spitzenpositionen nehmen Arbeitslosigkeit, Gesundheit und Altersvorsorge ein – zum sechsten Mal in Folge und zum vierten Mal in genau der gleichen Reihenfolge. Und hätte zwischenzeitlich nicht die Asylfrage auch in der Schweiz überaus hohe Wellen geworfen, dann würden sich diese Themen sogar noch länger alleine auf den Podestplätzen befinden.

Für die Politiker ist es besonders schwierig, die sich hier stellenden Fragen zu beantworten, weil sie im Bewusstsein der Bevölkerung ungleich verteilt sind. Sorgen sich vor allem Junge um ihre Arbeit, so stehen bei der älteren Generation Gesundheit und Altersvorsorge im Vordergrund. Neben den wirtschaftlich Bedrohten beschäftigen sich zunehmend die mittleren Schichten, nicht aber die Begüterten, mit Fragen der Arbeitslosigkeit. Auch in regionaler Hinsicht lassen sich Unterschiede feststellen: Die Arbeitslosigkeit wird in der deutschen Schweiz viel weniger als Bedrohung aufgefasst als im Tessin.

Auffallend stark ist zudem die Betonung der Arbeitslosigkeit als Kernproblem der Schweiz bei all jenen, die (praktisch) nie abstimmen gehen. Würden sie von ihrem Stimmrecht wirklich Gebrauch machen, so würde diese Problematik noch stärker ins Bewusstsein der Öffentlichkeit dringen.

Ein heikles Fazit dieser unterschiedlichen Themengewichtung: Wer als Politiker oder Partei bei allen Stimmbürgern punkten möch-

te, gerät in Versuchung, auf andere, weniger drängende Problemkreise auszuweichen, Ausländer- und Flüchtlingsfragen etwa, die sich ebenfalls seit Jahren in den vorderen Rängen halten.

In seinem Untersuchungsbericht, der sich eingehend mit dem Aspekt der Arbeitslosigkeit beschäftigt, weist Claude Longchamp vom gfs.bern darauf hin, dass es neben diesen «Dauerbrennern» auch Bereiche «längerfristiger Entproblematisierung» gibt. Beispielsweise sind heute im Gegensatz zu früheren Perioden Drogen (1994–2001), EU-Integration (2000–2003) oder die Gleichberechtigung der Geschlechter (2000–2004) keine heissen Eisen mehr. Auch der Umweltschutz, noch Mitte der Neunzigerjahre das eigentliche Leitthema der gesellschaftspolitischen Diskussion, wird nur noch von elf Prozent als wichtiges Problem eingestuft. Immerhin erklärten in der Umfrage «Identität Schweiz» 88 Prozent der Befragten, die Stabilisierung der Treibhausemissionen müsse ein aktuelles politisches Ziel sein (siehe Seite 11).

Die konjunkturelle Morgenröte hat den seit dem Platzen der New-Technology-Blase und dem Swissair-Grounding bei weiten Teilen der Bevölkerung vorherrschenden Pessimismus deutlich abgeschwächt; von einer optimistischen Grundhaltung sind wir aber doch noch um einiges entfernt: Nach wie vor findet nämlich fast die Hälfte der Bevölkerung, in entscheidenden Fragen würden Politik (47 Prozent) und Wirtschaft (42 Prozent) «oft» versagen. Und dass sich die allgemeine wirtschaftliche Lage in den kommenden zwölf Monaten verbessert, glauben lediglich 10 Prozent (Vorjahr 8 Prozent), während 30 Prozent (Vorjahr 32 Prozent) von einer Verschlechterung ausgehen. Immerhin bezeichnen 54 Prozent ihre eigene wirtschaftliche Situation nun als «gut» bis «sehr gut». Damit konnte bei diesem wichtigen Aspekt der seit 2000 anhaltende Negativtrend gestoppt werden.

Polizei und Banken als Vertrauensanker

In einem anderen Punkt zeigte die unabhängige Untersuchung ein erstaunliches Resultat: Das Vertrauen der Bevölkerung in die Banken ist grösser als ins Bundesgericht!

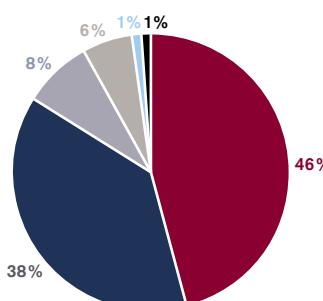
Rund die Hälfte der Schweizer Bevölkerung brachte den Banken im Laufe des Jahres grosses Vertrauen entgegen. Dabei kam es aber zu Ausschlägen nach beiden Seiten. Kletterte der Wert im Jahr 2000 auf 55 Prozent, so fiel er im folgenden Jahr auf enttäuschende 33 Prozent. Dieses Jahr hingegen schnellte er auf die – für Banken – absolute Rekordmarke von 61 Prozent hinauf. Gleichzeitig ging der «Misstrauensanteil» auf den Tiefstwert von 17 Prozent zurück. Ziel der Banken ist es, das Vertrauen der Bevölkerung auf diesem hohen Niveau zu konsolidieren.

Solche Spitzenwerte blieben bis jetzt nämlich alleine dem Bundesgericht und der Polizei vorbehalten. Während nun aber die Polizei auch dieses Jahr wieder stolze 62 Prozent erreichte, sank das Bundesgericht, bis vor zwei Jahren stets topgesetzt, auf 58 Prozent ab. Dies ist kein dramatischer Absturz, aber doch einer, den man bis vor kurzem für völlig unmöglich gehalten hätte und der deshalb zuständigens nach Interpretationen rufen könnte.

Diesem Spitzentrio an Glaubwürdigkeit folgt ein weiteres mit respektablen Werten über 40 Prozent: Bundesrat, Armee, Kirchen. Am Ende der Skala befinden sich Arbeitgeberorganisationen und Massenmedien (je 29 Prozent), die Europäische Union (23 Prozent) sowie die politischen Parteien (19 Prozent). Allerdings gilt es anzumerken, dass die Werte wohl höher ausfallen würden, wenn man gezielt nach einzelnen Zeitungen oder Parteien fragen würde. <

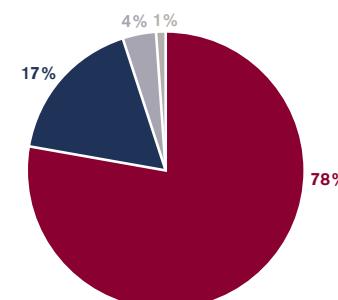
Den Schweizern geht es etwas besser

Wie stufen die Schweizerinnen und Schweizer ihre eigene wirtschaftliche Situation ein? Die durchaus erfreuliche Antwort: Den meisten geht es «gut» oder «sehr gut», und 2007 geht es ihnen «gleich» gut oder sogar «besser».



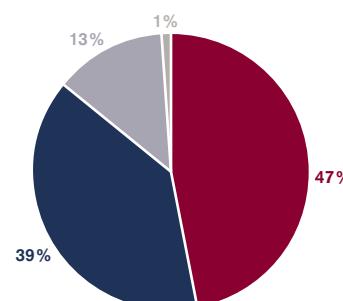
Aktuelle individuelle wirtschaftliche Lage

Frage: «Was würden Sie sagen, wie es Ihnen wirtschaftlich gesehen im Moment geht?» Würden Sie sagen **gut, recht gut, sehr gut, schlecht, sehr schlecht, weiss nicht/keine Antwort?**



Kommende individuelle wirtschaftliche Lage

Frage: «Wenn Sie an die nächsten zwölf Monate denken, würden Sie dann sagen, dass es Ihnen wirtschaftlich gesehen **gleich, besser, schlechter** oder **keine Antwort** als jetzt gehen wird?»



Politikversagen

Frage: «Und wie oft haben Sie das Gefühl, die Politik von Regierung und Verwaltung versage in entscheidenden Dingen?» Würden Sie sagen **oft, selten, weiss nicht/keine Antwort, nie?**

in % Stimmberichtigter

Datenbasis ruht auf festen Säulen Seit 1976 lässt die Credit Suisse die Sorgenbarometer-Umfrage unter den stimmberechtigten Schweizerinnen und Schweizern durchführen. Das Sorgenbarometer versteht sich nicht als Monitor der öffentlichen Meinung wie etwa TV oder Zeiten, sondern spiegelt die Ansichten der stimmberechtigten Bürgerinnen und Bürger wider. Die Erhebung der Daten erfolgt dabei mittels persönlicher Interviews. Dieses Jahr wurden sie zwischen dem 15. August und dem 2. September bei 1000 repräsentativ ausgewählten Personen durchgeführt.

Der 30-seitige Bericht «Zurückgekehrtes Bankenvertrauen – gebliebenes Problem «Arbeitslosigkeit»» sowie zahlreiche zusätzliche Grafiken können auf www.credit-suisse.com/emagazine>Sorgenbarometer eingesehen werden.



Ulrich Körner
CEO Credit Suisse Switzerland

Hubert Keiber
CEO Siemens Schweiz

Doris Leuthard
Bundesrätin
und Wirtschaftsministerin

Expertenrunde

Wie profitiert die Schweiz von der Globalisierung?

Die Globalisierung prägt die Weltwirtschaft. Wie kann die kleine, «unabhängige» Schweiz von diesem Megatrend profitieren? Das Bulletin hat Meinungs- und Entscheidungsträger aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft in der Schweiz und Singapur um ihre Meinung gefragt.

Interview: Daniel Huber

Bulletin: **Gesetze sind national, die Wirtschaft international. Steht die Politik der Wirtschaft immer hilfloser gegenüber?**

Doris Leuthard: Die Nationalstaaten spielen weiterhin eine wichtige Rolle. Ich denke hier etwa an das Sozialwesen oder auch an das Bildungswesen, wo der Staat nach wie vor der wichtigste und grösste Anbieter von Dienstleistungen ist. Andererseits ist es aber zweifellos so, dass der intensivere internationale Wettbewerb schlechte Politikentscheide heute rascher und härter bestraft, als das vielleicht früher noch der Fall war. Zudem haben internationale Übereinkommen, die für einzelne Länder verbindlich sind, an Bedeutung gewonnen.

Ulrich Körner: Für Unternehmen sind funktionierende Staaten ebenso wichtig wie florierende Unternehmen für Staaten. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass global erfolgreiche Firmen ihren Hauptsitz in Ländern haben, die politisch und rechtlich stabil sind,

über gute Infrastrukturen verfügen und ein funktionierendes Bildungs-, Sozial- und Gesundheitswesen haben.

Hubert Keiber: Die Politik definiert die Rahmenbedingungen, an denen sich die Wirtschaft auszurichten hat. Zum Glück ist es in der Schweiz so, dass wir ein stabiles politisches System haben. Das führt ganz generell zu tragfähigen und dauerhaften Lösungen, die breit abgestützt sind und die Interessen aller berücksichtigen. Das ist auf lange Sicht für alle Beteiligten ein grosser Vorteil.

Kishore Mahbubani: Die Politik ist so alt wie die Schweizer Berge. Und sie wird genauso lange existieren. Die nationale und lokale Politik wird sogar noch an Bedeutung und Relevanz gewinnen. Eine Vielzahl politischer Fragestellungen auf nationaler und lokaler Ebene haben signifikante Auswirkungen auf die Weltwirtschaft. Denken Sie zum Beispiel an die gescheiterte Doha-Runde der Welt-handelsorganisation (WTO). Zu den >



Kishore Mahbubani
Leiter der Lew Kuan Yew School of Public Policy in Singapore

zentralen Streitpunkten gehören die gemeinsame Agrarpolitik der EU und die Agrarsubventionen der USA. Dabei geht es vor allem um nationale politische Fragen. Sie entscheiden über die Wiederwahl von amerikanischen und europäischen Politikern. Gleichzeitig sind sie aber auch zu bedeutenden Hindernissen für den Welthandel geworden. Die Globalisierung kann die nationale Politik nicht ausser Kraft setzen.

Welche Chancen hat ein kleines Land wie die Schweiz in einem zunehmend globalisierten Umfeld?

Mahbubani: Die Schweiz gehört traditionell zu den Gewinnern der Globalisierung. Und ich bin überzeugt, dass dies so bleiben wird. Die Globalisierung bietet Unternehmen mit relativ kleinen nationalen Märkten die Chance, internationale Märkte zu beliefern, die durch niedrigere Handelsschranken, niedrigere Transport- und Kommunikationskosten, niedrigere Transaktionskosten, besseren Informationszugriff usw. entstehen. Ausserdem haben Unternehmen aufgrund der Globalisierung die Möglichkeit, Skalen- und Verbundeffekte zu erzielen, die ihnen versagt blieben, wenn sie sich auf ihre Heimatmärkte, insbesondere in kleinen Ländern, beschränken müssten. Nehmen Sie zum Beispiel Nokia. Finnland hat eine noch kleinere Bevölkerung als die Schweiz. Dennoch nutzte Nokia im Zuge der Telekommunikationsrevolution eine fundamentale Lücke in der Industrie und wurde zum grössten Hersteller von Mobiltelefonen mit einem weltweiten Marktanteil von heute 36 Prozent. Lange bevor die Globalisierung zum geläufigen Begriff wurde, hatte die Schweiz ihren angesehenen Bankensektor entwickelt, indem sie spezialisierte Dienstleistungen für den internationalen Finanzmarkt bereitstellte. Es gibt keinen Grund, weshalb diese Entwicklung nicht weitergehen sollte.

«Wir richten unser Geschäft schon heute an den Megatrends «Urbanisierung» und «demografischer Wandel» aus.»

Hubert Keiber

Keiber: Wir haben alle Voraussetzungen, dass bei uns Hightech «gedeihen» kann: Politische und wirtschaftliche Stabilität, ein gutes Bildungswesen und perfekt ausgebaute Infrastrukturen. Wenn wir es schaffen, auch in Zukunft Trendsetter zu sein, dann habe ich keine Bedenken. Chancen sehe ich diesbezüglich zum Beispiel im Bereich Biotechnologie oder bei der Gesundheitskarte. Auch im Bereich der Bahnhofautomatisierung ist die Schweiz im weltweiten Vergleich einzigartig positioniert.

Leuthard: Ich wehre mich dagegen, die Schweiz als «kleines Land» zu bezeichnen. Geografisch mag das zutreffen. Wirtschaftlich gesehen ist die Schweiz im internationalen Vergleich eine mittlere Wirtschaftsmacht mit einem ansehnlichen Absatzmarkt. Was etwa die Auslandsinvestitionen angeht, zählt die Schweiz sogar zu den bedeutendsten Ländern. Letztlich hat die Schweiz von der Globalisierung profitiert. Ihre Chancen stehen daher sehr gut.

Körner: Die Schweiz gehört bisher zu den Gewinnern der Globalisierung, weil sie ihre Märkte in vielen Bereichen geöffnet hat und der Wirtschaft mehrheitlich gute Rahmenbedingungen bietet. Die Schweiz gehört heute zweifellos zu den am meisten international ausgerichteten Volkswirtschaften der Welt. Aber es wäre fatal, sich jetzt zurückzulehnen, um den Erfolg zu geniessen. Längst haben andere Länder auch gemerkt, was zu tun ist.

Welche Chancen haben Staaten wie die Schweiz, die keinem grossen Handelsblock angehören, bei der Aushandlung internationaler Wirtschaftsregeln wie zum Beispiel nach der gescheiterten Doha-Runde?

Körner: Grundsätzlich haben in der Tat vor allem kleine Staaten das grösste Interesse an einer funktionierenden multilateralen Handelsordnung, die Recht vor Macht stellt. Wenn es nicht gelingt, Koalitionen mit gleich gesinnten Staaten oder Staatengruppen zu bilden, ist es schwierig, sich bei internationalen Verhandlungen Gehör zu verschaffen. Anderseits bieten sich einem kleinen und von den grossen Blöcken unabhängigen Staat auch Chancen. Dazu bedarf es aber kreativer Ideen und des Mutes zu langfristigen strukturellen Änderungen.

«Das weltwirtschaftliche Wachstum ist kein Nullsummenspiel.» Doris Leuthard

Leuthard: In unserer Außenwirtschaftsstrategie haben multilaterale Abkommen oberste Priorität. Dies, weil wir darin die besten Voraussetzungen sehen, unseren Firmen gleichwertige Marktzutrittschancen und Rechtssicherheit zu bieten wie der ausländischen Konkurrenz. In multilateralen Verhandlungen ist am ehesten gewährleistet, dass sich nicht nur die Stärksten durchsetzen können. Leider ist aber der Doha-Prozess ins Stocken geraten. Die Schweiz wird sich als Brückenbauerin aktiv einbringen; und wir werden gehört. Wir müssen daneben vermehrt auf die Karte der bilateralen Freihandelsabkommen setzen, zusammen mit unseren Partnern in der EFTA. Ich sehe auch hier die Chancen der Schweiz intakt. Es sollte nicht vergessen werden, dass die Schweiz ein attraktiver Absatzmarkt ist, sehr gute und international konkurrenzfähige Produkte anbietet und als Investor gefragt ist.

Keiber: Die Grösse allein ist nicht entscheidend. Die kleine Schweiz muss ihre Vorteile dort ausspielen, wo sie traditionellerweise stark ist. Dazu gehören die Hightech-Industrie, aber natürlich auch unsere Banken und Versicherungen, die weltweit in der obersten Liga spielen und deren Vorschläge natürlich auch internationale Beachtung finden.

Mahbubani: Kleine Länder können grosse Ideen lancieren, welche die Welt verändern. Malta, ein viel kleineres Land als die Schweiz, hat die ersten Seerechtsverhandlungen lanciert. In der Schweiz wurden das IKRK und das Weltwirtschaftsforum gegründet, die beide eine weltweite Bedeutung erlangt haben.

Wohlstand erfasst längst nicht alle. Führt die Globalisierung dazu, dass Arme ärmer und Reiche reicher werden?

Mahbubani: Die Fakten sagen das Gegenteil. Von 1980 bis 1998 ist die Zahl der in absoluter Armut lebenden Menschen, die weniger als einen US-Dollar pro Tag zur Verfügung haben, von 36 auf 21 Prozent zurückgegangen. Der Rückgang ist vor allem auf Ostasien und Indien zurückzuführen. Beide Regionen gehören eindeutig zu den Nutzniessern der Globalisierung und haben die sich bietenden Chancen wahrgenommen. Obwohl die Reichen überproportional davon profitieren, ist wirtschaftliches Wachstum das wirksamste Instrument zur Minderung der Armut. Wäre uns eine Welt, in der die Armut überall gleich gross ist, lieber als eine ungleiche, deren tatsächlicher Lebensstandard sich ständig verbessert?

Leuthard: Das weltwirtschaftliche Wachstum ist kein Nullsummenspiel, alle werden reicher. Die Industriestaaten müssen aber auch bereit sein, Produkte aus den ärmeren Ländern auf ihren Märkten zuzulassen. Bezogen auf die Schweiz selber kann die Aussage, wonach die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden, ebenfalls nicht gestützt werden. So haben etwa in den vergangenen Jahren gerade die Löhne am unteren Ende der Skala überproportional zugenommen. Bedeutungsvoll ist die Tatsache, dass die Schweiz im internationalen Vergleich überdurchschnittlich viele Personen im Arbeitsmarkt integriert.

Keiber: Die Globalisierung bietet durchaus auch Chancen für arme Länder. Produktionsstandorte von Grossfirmen werden heute auf der ganzen Welt aufgebaut. Aber es ist natürlich schon so, dass der Profit zu einseitig in den Industriestaaten generiert wird. Hier ist ein Ausgleich wünschenswert.

Körner: Dass nur die Reichen reicher würden, greift in seiner plakativen Formulierung zu kurz. Es gibt wie bei jeder Entwicklung Gewinner und Verlierer. Aber insgesamt ist es eine anerkannte Tatsache, dass der allgemeine Wohlstand in jenen Ländern am höchsten ist, die ihre Märkte geöffnet haben und sich der Herausforderung Globalisierung stellen. So gesehen leiden ärmere Länder nicht an zu viel, sondern an zu wenig Globalisierung!

Immer mehr Jobs werden in den Osten ausgelagert.

Geht dem Westen bald die Arbeit aus?

Leuthard: Im vorletzten Jahrhundert dominierte in der Schweiz die Textilindustrie. Heute haben einige wenige Unternehmen überlebt, die sich auf die Herstellung von hochwertigen Textilien spezialisiert haben. Wir beobachten gegenwärtig wieder dasselbe, dass nämlich Tätigkeiten mit geringerer Wertschöpfung abwandern. Dem ist allerdings entgegenzuhalten, dass dafür laufend neue Arbeitsplätze entstehen, so vor allem im Dienstleistungsbereich, die eine höhere Wertschöpfung erbringen. Eine dynamische Wirtschaft ist dadurch geprägt, dass Arbeitsplätze in weniger produktiven Branchen verschwinden, dafür aber neue in produktiveren Bereichen entstehen. Unter dem Strich sind in den vergangenen Jahrzehnten stets mehr Arbeitsplätze geschaffen worden, als verloren gingen.

«Die Schweiz gehört traditionell zu den Gewinnern der Globalisierung.»

Kishore Mahbubani

Mahbubani: Wenn der Westen weiterhin innovativ ist und durch ständige Produktivitätsverbesserungen an der Spitze der Wertschöpfungskette bleibt, wird er auch weiterhin zu den Gewinnern gehören. Aber selbstverständlich wird es kurzfristig zu Anpassungen und Verlagerungen kommen. Während sich die gesamtwirtschaftlichen Daten auf lange Sicht positiv entwickeln, werden zunächst viele Menschen und Arbeitsplätze verlagert. Regierungen und Gesellschaften müssen soziale Sicherungsnetze knüpfen, um die negativen Konsequenzen der Globalisierung abzufedern und eine politische Gegenreaktion zu verhindern.

Körner: Auch die Credit Suisse baut im Ausland neue Zentren auf, in denen Jobs ausgeübt werden, die vorher zum Teil in der Schweiz beheimatet waren. Als global tätiges Unternehmen ist es für uns nahe liegend, Stellen dort einzurichten, wo für gewisse Tätigkeiten das Lohnniveau und die Arbeitsplatzkosten tiefer sind. Trotzdem wächst auch in der Schweiz das Jobangebot. Warum? Weil wir sehr

viel investieren in hoch qualifiziertes Personal, und weil die Schweiz von global erfolgreichen Unternehmen profitiert. Natürlich können durch internationale Konkurrenz Löhne unter Druck geraten. Es gibt aber auch das Gegenteil. Wer zur richtigen Zeit am richtigen Ort das Richtige anbietet – seien dies Waren, Kapital oder Arbeitskraft –, kann auch den Preis bestimmen. Wer sich aber aus reiner Strukturerhaltung gegen die Verschiebung von Stellen ins Ausland sträubt, schadet der eigenen Volkswirtschaft längerfristig.

Keiber: Wenn wir technologische Trends setzen können, werden wir auch in Zukunft erfolgreich sein und weiterhin zu den Technologieführern gehören und entsprechend genügend Jobs anbieten können. Dazu braucht es Innovationsgeist und ein Umfeld, wo entsprechende Ideen gedeihen und ohne grosse Hindernisse umgesetzt werden können.

Die Weltwirtschaft wandelt sich stetig. Wie sieht die globale Arbeitsteilung in 20 Jahren aus?

Keiber: Wir richten unser Geschäft schon heute an den Megatrends «Urbanisierung» und «demografischer Wandel» aus. Vereinfacht ausgedrückt: Die Menschen werden immer älter und die Ballungszentren werden immer grösser und komplexer. Daraus ergeben sich zahllose neue Bedürfnisse und Herausforderungen zum Beispiel in den Bereichen Medizin, Energie, Verkehr, Sicherheit und Umwelt.

«Die Schweiz gehört zweifellos zu den am meisten international ausgerichteten Volkswirtschaften der Welt.» Ulrich Körner

Körner: Die demografische Entwicklung wird zur grossen Herausforderung. In den fortgeschrittenen Volkswirtschaften werden die Menschen immer älter und haben gleichzeitig weniger Kinder. Je nach Region verläuft diese Entwicklung zeitlich versetzt und unterschiedlich rasch. Kapital und Arbeitskräfte werden vermehrt dort eingesetzt, wo die Bedingungen am attraktivsten sind. Der Wettbewerb um die besten Kräfte auf dem Arbeitsmarkt wird zum entscheidenden Faktor. Will die Schweiz weiterhin zu den Gewinnern der Globalisierung gehören, muss sie in die Bildung investieren, für «High Potentials» aus der ganzen Welt attraktiv sein und dadurch ihre Innovationskraft behalten.

Leuthard: Ich bin keine Prophetin. Doch bin ich sicher, dass die Schweiz in der globalen Arbeitsteilung dann bestehen kann, wenn sie ihre Arbeitskräfte gut ausbildet und diese befähigt, den Wandel anzunehmen. Die Arbeitskräfte in der Schweiz werden in 20 Jahren noch besser ausgebildet sein, als sie es heute schon sind. Sie werden von jung auf bereits eine sehr internationale Einstellung haben. Und viele von ihnen werden Auslanderfahrung bei der Berufsausbildung als Bestandteil ihres Lebenslaufes vorweisen können. Wenn sich die Schweiz als Wissensplatz mit Innovationen weiterhin profilieren kann, so werden wir als Arbeitsort auch attraktiv bleiben.

Mahbubani: Wir befinden uns tatsächlich in einer Ära des ständigen Wandels. Das war auch leicht vorauszusehen. Joseph Schumpeter hat uns vor langer Zeit gelehrt, dass eine der Stärken des Kapitalismus in der «kreativen Zerstörung» dessen liegt, was er selbst geschaffen hat. Während sich immer mehr Menschen auf unserer Erde in kapitalistischen Unternehmen engagieren, kann man sich leicht noch mehr «kreative Zerstörung» vorstellen. Langfristig werden wir alle profitieren, wie wir ebenfalls seit langem von Adam Smith wissen. <



Die Schweiz – überall auf der Welt

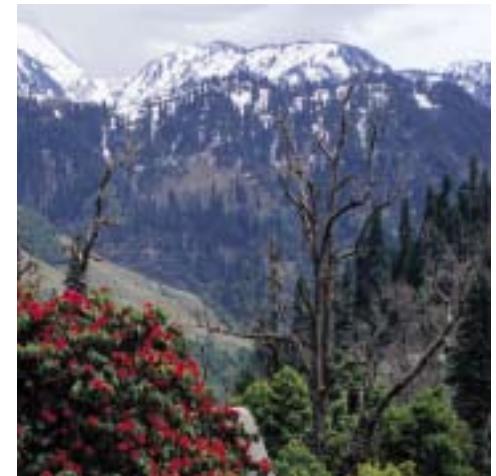
Richten wir nun den Blick über die Grenzen der innenpolitischen Sorgen und Chancen. Die Schweiz findet man überall: im argentinischen Kloster, bei Rentnern auf Ibiza, beim IKRK in Pakistan oder in einer Schule in Mexiko. Weltweit finden sich an die zweihundert Landschaften, die sich mit dem Prädikat «Schweiz» schmücken. Besonders zur Zeit der Romantik erhielten etliche Landstriche rund um den Globus den helvetischen Beinamen. Reisende treffen an solchen Orten meist auf von Seen gesäumte, bewaldete Hügel und weisse Berge. Vier Beispiele.

Text: Matt Knaus, Mandana Razavi



Switzerland of India

→ Region Khajjiar in Himachal Pradesh



Höhe über Meer: 1950 m

Regenmenge pro Jahr: 1469 mm

Durchschnittstemperatur: 12,8 °C

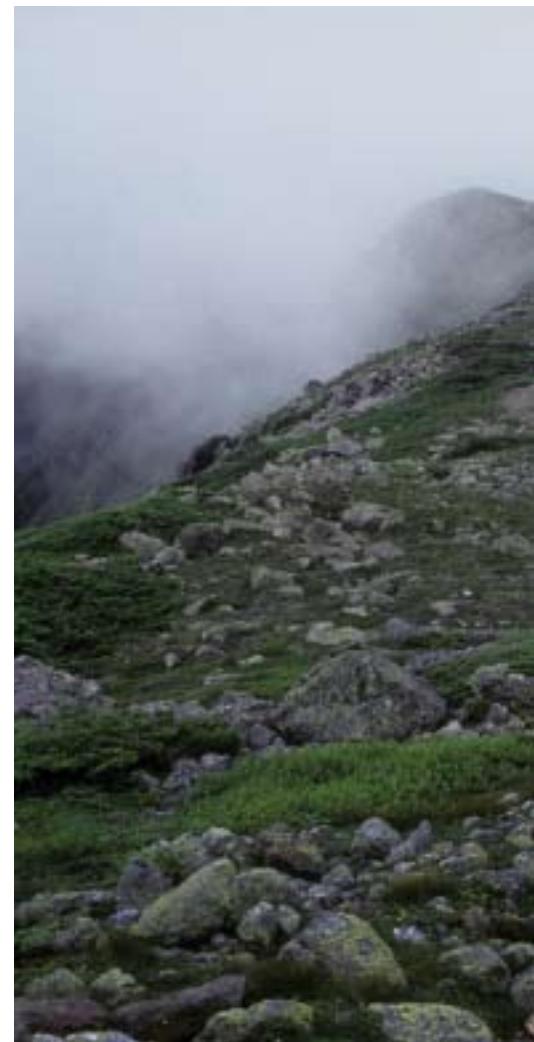
Amtssprache(n): Hindi, Pahari

Besonderheiten: Die Region um Khajjiar wird als Little Switzerland bezeichnet. Die saftigen Wiesen unterhalb der schneedeckten Berge des Chamba-Tals gelten bei Einheimischen und Touristen als Geheimtipp für ein gemütliches Urlaubspicknick. Das Gebiet des Bundesstaates Himachal Pradesh reicht von 350 bis 6975 Meter über Meer. Dieses enorme Gefälle ermöglicht eine lukrative Stromgewinnung durch Wasserkraft. Sowohl das Bildungsniveau als auch das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf gehören zu den höchsten in ganz Indien.



Switzerland of America

→ US-Bundesstaat New Hampshire



Fläche: 24 239 km²

Anzahl Einwohner: 1235 786

Höhe über Meer: von 0 bis 1970 m

Regenmenge pro Jahr: 975 mm

Durchschnittstemperatur: 7,7 °C

Besonderheiten: Die ausgedehnten Waldlandschaften sind speziell im Indian Summer ein farbenprächtiges Erlebnis für Wanderfreunde. Dennoch bildet vor allem der Wintersport die Grundlage für einen florierenden Tourismus. Die White Mountains of New Hampshire stehen als Garanten für ein wahres Winter Wonderland. Aufgrund seiner zahlreichen Steinbrüche wird New Hampshire auch Granite State genannt. Zugleich steht der Spitzname für eine gewisse konservative Mentalität, die man dem Bundesstaat landläufig zuschreibt. Den Einwohnern von New Hampshire werden keine Einkommens- und Mehrwertsteuern auferlegt, das Einkaufen lohnt sich also auch für Touristen.



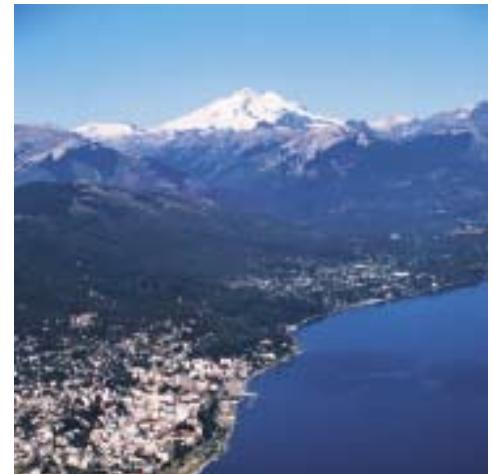






Fotos: Javier Pierni, Getty Images | Michael Taylor, Getty Images | Andreas Booher, Getty Images

Suiza Argentina → Region um San Carlos de Bariloche



Höhe über Meer: 851 m

Regenmenge pro Jahr: 840 mm

Durchschnittstemperatur: 8,5 °C

Besonderheiten: Die ausgedehnten Seenlandschaften, die Wälder und Berge machen die Region um San Carlos de Bariloche zu einem der beliebtesten Ferienziele Argentiniens. Wo im Sommer die Wandervögel zum Zug kommen, vergnügen sich im Winter die Gäste im grössten Skigebiet Südamerikas. Durch und durch Schweizerisches findet man auch in den Souvenirshops: Schokolade und kleine Bernhardinerfiguren mit Fässchen sind beliebte Mitbringsel aus der Ferienregion.



Switzerland of Africa

→ Königreich Lesotho



Hauptstadt: Maseru

Fläche: 30 355 km²

Anzahl Einwohner: 2 022 332

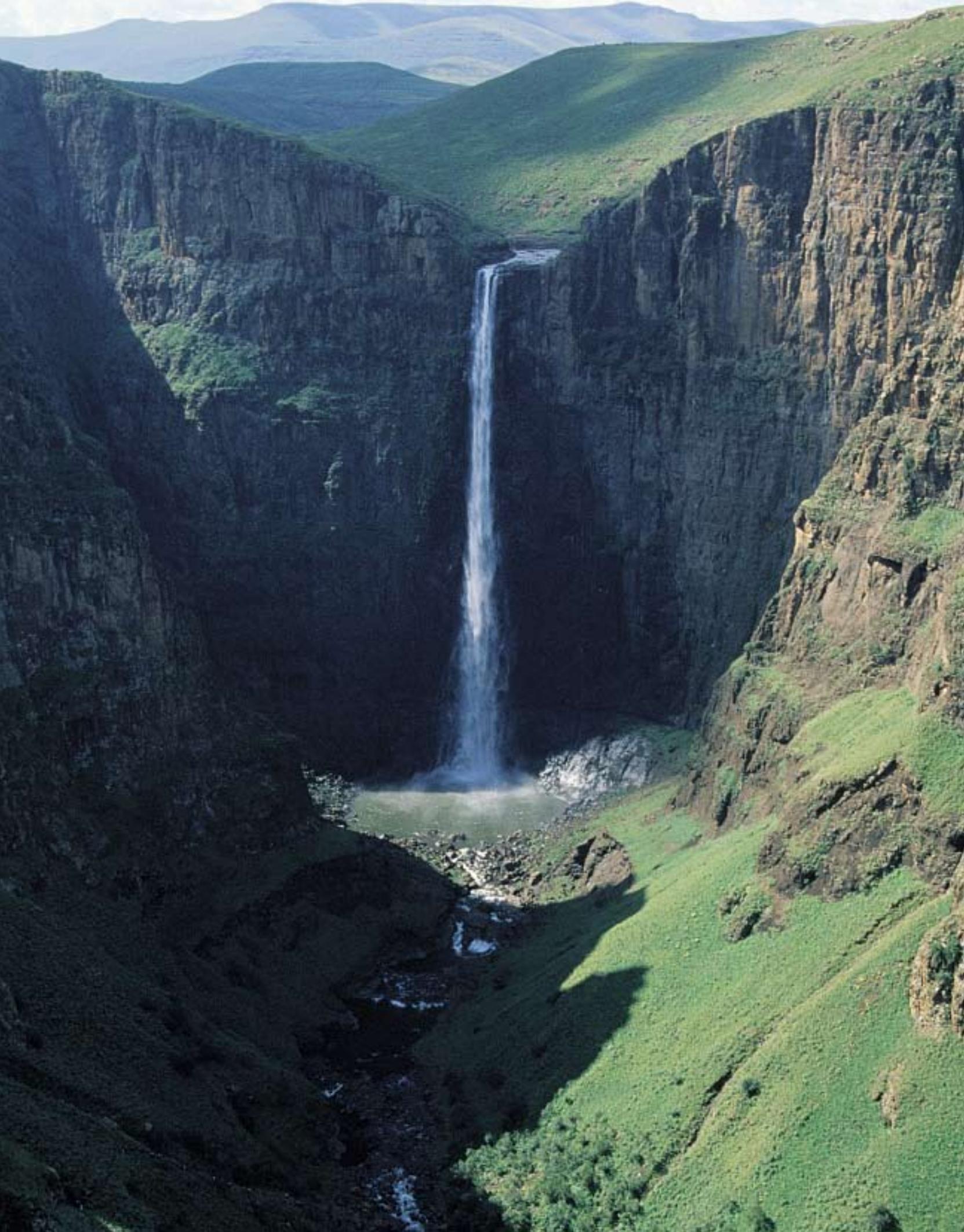
Höhe über Meer: von 1400 bis 3482 m

Regenmenge pro Jahr: 699 mm

Durchschnittstemperatur: 15 °C

Besonderheiten: 80 Prozent des auch Königreich im Himmel genannten Landes liegen höher als 1700 Meter über Meer. Die Maletsunyane-Wasserfälle sind mit beeindruckenden 192 Metern die höchsten im südlichen Afrika. Eine besondere Stellung in der Kultur des kleinen Landes nimmt das Basotho-Pony ein. Es dient nicht nur den Einheimischen als wichtigste Transportmöglichkeit im unwegsamen Gelände, auch Touristen erkunden die Schönheit der Maluti-Berge auf dem Rücken der Ponys. Vor allem zum Klettern, Wandern und Mountainbiken zieht es viele Touristen in die eindrucksvolle Gebirgskulisse von Lesotho.





Schweizer Klassenzimmer im Herzen Mexikos

Die Schweizerschule in Mexiko-Stadt unterrichtet über 650 Kinder und Jugendliche vom Vorkindergarten bis zum Mittelschulabschluss. Das «Colegio Suizo» steht für gute und interkulturelle Bildung – nicht nur unter Auslandschweizern: Die Schweizer machen heute weniger als einen Viertel der Schüler aus.

Text: Jürg Roggenbauch

Was ist der Unterschied zwischen deinen Lehrern aus der Schweiz und jenen aus Mexiko? «Die Schweizer sind gross, die Mexikaner klein!» So einfach. Fünftklässler Jorge Schneider González sieht keinen Anlass, über Eigenarten in Lehrmethoden, Mentalität oder Kultur nachzudenken. Für den Elfjährigen ist Multikultur normal. Sein Vater ist Schweizer, seine Mutter Mexikanerin. Seine Mitschüler aller Stufen am Colegio Suizo kommen aus 30 oder mehr Staaten. An der Schweizerschule in Mexiko-Stadt sind kulturelle Unterschiede keine Bedrohung, sondern eine alltägliche Bereicherung. Und für den kleinen Jorge hat es keine Bedeutung, was ihn von seinen Mitschülern unterscheidet. Wichtig ist, was ihn mit ihnen verbindet. Und was ist das? «Fussball!» Thema Nummer eins in seinem Freundenkreis.

«Schweizer Produkt, internationale Kundschaft»

Das Colegio Suizo ist heute viel mehr als einfach nur eine schweizerische Schule in Mexiko. Es hat sich zu einer renommierten internationalen Bildungsstätte entwickelt. 1965 war die Schule von einer Gruppe Auslandschweizern gegründet worden. Damals war das erklärte Ziel, ausgewanderten Schweizer Kindern den Anschluss an das Bildungssystem in der Heimat zu garantieren. «Heute bieten wir einer internationalen Kundschaft ein Schweizer Qualitätsprodukt an», sagt Schuldirektor Ambros Hollenstein. Von den 18 Mittelschulabgängern 2006 haben 14 ihr Studium in Mexiko begonnen, drei in Zürich sowie eine Schülerin in Madrid. Auch in den USA, Deutschland und weiteren Staaten studieren ehemalige Schüler des Colegio Suizo.

Die Schweizerschule in Mexiko-Stadt hat ihren Horizont aber nicht nur in Bildungsfragen über die Schweiz hinaus ausgedehnt. Dies trifft auch auf die Finanzierung zu. Direktor Hollenstein will sich nicht über die schwindenden Beiträge aus der Heimat beklagen. «Wir verdienen unser Geld durch eigene Anstrengungen», sagt der Ostschweizer. Während die Schülerzahlen im subventionierten Bereich des Colegio Suizo stagnieren, nehmen sie in der finanziell vollständig selbsttragenden Abteilung seit Jahren zu. Mexikanische und Eltern anderer Nationalitäten sind auf die Schweizerschule als eine Besonderheit unter den zahlreichen Privatschulen in Mexiko-Stadt aufmerksam geworden. Das Colegio Suizo hat sich einen Platz im obersten Segment des hart umkämpften privaten Bildungsmarktes der nimmermüden 25-Millionen-Metropole erobert. Im nicht subventionierten Bereich der Schule ist nicht Deutsch, sondern Spanisch die erste Unterrichtssprache. Das heisst, dieser Zweig steht auch Späteinsteigern offen. Zum Beispiel Mexikanern, die für Sekundarschule

oder Gymnasium ans Colegio Suizo wechseln. Insgesamt deckt die Schule weniger als 20 Prozent ihrer Kosten über Subventionen. Der grösste Teil der Ausgaben wird über Schulgelder bestritten.

«Noch einen Text schreiben? Neeein!»

Zurück im Klassenzimmer von Jorge Schneider González. «Wir müssen heute wieder einen Text schreiben», sagt Primarlehrerin Lisa Cummins. «Neeein!», tönt es aus der Runde der Fünftklässler. Die ablehnende Reaktion täuscht. Während der knapp eineinhalb Stunden Deutschunterricht an diesem Morgen arbeiten die Schüler «sehr gut und still», wie ihre Lehrerin am Ende lobt. Die Elfjährigen sind erstaunlich motiviert, machen mit und sprechen sehr gut Deutsch, obwohl dies für die meisten eine Fremdsprache ist. «Nun noch die Hausaufgaben», sagt Lisa Cummins zum Schluss. «Aber nicht noch einen Text schreiben!?", rufen einige der Schüler. «Doch!», sagt die Lehrerin. «Neeein!» Die meisten werden ihn dennoch so gewissenhaft verfassen, wie sie während der eineinhalb Stunden Unterricht gearbeitet haben.

«Die Kinder an dieser Schule bringen eine sehr gute Haltung mit», sagt Lisa Cummins nach der Deutschstunde. «Das ist eine Privatschule. Die Eltern bezahlen für den Unterricht und haben hohe Erwartungen an ihre Kinder. Und diese wollen es gut machen.» Die Zürcherin vermisst ihre vormaligen Anstellungen in der Schweiz nicht. «Das Colegio Suizo ist die beste Schule, an der ich bisher gearbeitet habe.» Lisa Cummins ist im dritten Jahr in Mexiko-Stadt und kann sich vorstellen, länger zu bleiben. Die Atmosphäre einer gut administrierten Schule mit motivierten Schülern behagt ihr.

Bildungsstätte künftiger Führungskräfte

Die Eltern der Schüler am Colegio Suizo geben im Monat zwischen 450 und 800 Franken für den Unterricht ihrer Kinder aus. In Mexiko mit seiner weit verbreiteten Armut ist das für die meisten Menschen nicht bezahlbar. Direktor Ambros Hollenstein ist sich dessen natürlich bewusst. Ohne die Gebühren aber wäre die Schule nicht finanziert. Die für die meisten Mexikaner zu hohen Schulgelder bedeuten aber nicht, dass das Colegio Suizo keinen Entwicklungsbeitrag im Land erfüllt. Im Gegenteil. «Bei uns gehen künftige Führungskräfte zur Schule», sagt Ambros Hollenstein. «Wir wollen ihnen schweizerische Tugenden wie Zuverlässigkeit, Ordnung und Beständigkeit mit auf den Weg geben. Wenden sie derlei Werte dereinst in wichtigen Funktionen an, werden viele Leute davon profitieren.» Die Annäherung an einen Entwicklungsbeitrag in der Schweizerschule



Das Colegio Suizo in Mexiko-Stadt ist eine von 16 Schweizerschulen, die es verteilt auf vier Kontinente rund um den Erdball gibt. Kinder aus über 30 verschiedenen Nationen bekommen hier das notwendige Wissen, um eine akademische – oder auch fußballerische – Karriere einzuschlagen.

Mexiko erfolgt vom kleinen oberen, nicht vom grossen unteren Teil der Gesellschaftspyramide. Schweizer Werte werden in der Schule ständig gepflegt. Die Schweiz ist auch während der «Schweizer Woche», die einmal jährlich organisiert wird, ein Thema.

Längst nicht jeder wird aufgenommen

Obwohl das Colegio Suizo eine Privatschule mit entsprechendem Preis ist, nimmt es nur jeden dritten Bewerber auf. Kinder und Eltern werden zu Gesprächen geladen und diese anschliessend ausgewertet. Kinder, die das Profil für die anspruchsvolle Schule erfüllen, werden aufgenommen. Mehr Schüler bedeuteten mehr Schulgelder. Auf diese Weise aber will die Schweizerschule ihr

Wachstum nicht beschleunigen. Die Qualität soll nicht den Einnahmen untergeordnet werden. Zu den bemerkenswerten Resultaten dieser Politik gehören Mittelschulabgänger, von denen die Mehrheit Deutsch, Spanisch, Englisch und Französisch spricht und die den Eintritt in Schweizer oder andere gute Universitäten meist problemlos schaffen.

An einer Schweizer Universität sieht sich in ein paar Jahren auch Jorge Schneider González, der Fünftklässler. Dies, sofern es zuvor nicht mit einer Karriere als Profifussballer klappt. In der Schweiz war er noch nie. «Aber ich weiss, dass sie sehr klein ist. Und dort gibt es das Matterhorn und Guillermo Tell. Und der FCZ hat mit einem Tor in der Nachspielzeit den Meistertitel gewonnen!» <



Ein Schweizer Hotelier im Herzen der Welt

Zu den «Exportschlagern» der Schweiz gehören zweifellos die Vertreter von Gastronomie und Hotellerie. Wir besuchten einen besonders erfolgreichen von ihnen: Dominic R. Bachofen, General Manager des Hôtel de Paris in Monaco.

Text: Andreas Schiendorfer

«Ich nehme also meinen ganzen Mut zusammen, betrete das vornehme Hotel an der Bahnhofstrasse, erkundige mich nach einer Stelle als Kochlehrling – und bekomme sie. Ich bin unglaublich stolz – bis mir mein Vater klarmacht, dass ich immer das Beste anstreben müsse. Als Lehrbetrieb komme nur ein Fünf-Stern-Hotel in Frage», blendet Dominic R. Bachofen in die Anfangszeit zurück. Er erzählt von seiner Jugend in Küsnacht und Zumikon und natürlich von der 1945 gegründeten Firma Bachofen, die seit 1967 in Uster domiziliert ist. Nun leitet sein älterer Bruder Daniel das Familienunternehmen. Ein Glücksfall für alle, denn Dominics Stärken liegen, das wurde schon bald klar, nicht unbedingt in der industriellen Automation ...

Wir sitzen in der American Bar, im Hintergrund unterhält uns eine charmante Jazzsängerin. Der Kellner bringt ein Glas Bordeaux. Bachofens Augen leuchten geniesserisch, ihr Weinkeller sei der grösste und beste der ganzen Welt, schweift er mit berechtigtem Stolz in die Gegenwart ab.

Mit gut 46 Jahren hat er es geschafft: Er ist, seit Oktober 2004, General Manager des Hôtel de Paris in Monaco, eines der traditions-

reichsten und renommiertesten Hotels der Welt. Wie aber kam die Société des Bains de Mer (S.B.M.), die nicht weniger als 3356 Mitarbeitende im Tourismusbereich beschäftigt, gerade auf ihn? «Die schweizerische Hotellerie und Gastronomie besitzt im Ausland einen ausgezeichneten Ruf. Gerade in Monaco schätzt man Vertreter unseres neutralen Landes mit seinen verschiedenen Kulturen – vorausgesetzt, der Leistungsausweis und die Resultate stimmen», erklärt Bachofen. Es kommen weitere Gründe hinzu: ein gutes Netzwerk, Kommunikationsfreude, diplomatisches Geschick.

Vom Schreibtisch aus bewirkt man wenig

Der Zürcher kommuniziert tatsächlich gerne und mit gewinnendem Charme, und er besitzt das feine Gespür für das richtige Mass, egal ob es sich nun um einen Gast, einen Medienvertreter oder um die eigenen Mitarbeitenden handelt. Bei diesen allerdings fängt es an, weiss Bachofen. Sie sind die Visitenkarte des Hotels, sie entscheiden letztlich, ob sich ein Guest wohl fühlt oder nicht. «Ich bin kein Schreibtischtäter, sondern suche stets den Kontakt zur Basis.



Dominic R. Bachofen ist in Monaco erfolgreich, weil er sowohl kontaktfreudig als auch diskret ist.

So kann ich positiv auf den Teamgeist einwirken und spontan auf kleine, mitunter aber wichtige Details Einfluss nehmen.»

Irgendwann kommt er auf einen älteren amerikanischen Gast zu sprechen, dem er mit einem Kärtchen zum Geburtstag gratuliert habe. Dieser wollte ihn danach unbedingt sehen und sich, sichtlich gerührt, persönlich bedanken, weil ihm dies noch nie passiert sei – die unterlassenen Selbstverständlichkeiten der Konkurrenten ge-reichen einem manchmal ebenfalls zum Vorteil.

Das diplomatische Geschick wiederum zeigt sich bei schillernden Anlässen wie etwa der Inthronisation von Fürst Albert II. im November 2005, als Bachofen ganz alleine auf der Treppe des Hôtel de Paris verschiedene königliche Hoheiten begrüssen durfte. Es zeigt sich vor allem aber auch in schwierigen Momenten, insbesondere bei Stellenwechseln.

«Es ist mir nicht leicht gefallen, das «Carlton» in St. Moritz zu verlassen», führt er aus. «Mein grosses Umbauprojekt war nämlich noch nicht abgeschlossen. Ich weiss nicht, was ich gemacht hätte, wenn nicht Karl-Heinz Kipp trotz seines Bedauerns Verständnis für die Einmaligkeit dieser Chance gehabt hätte.»

Es begann als Kellner im «Baur au Lac»

Wo aber begann seine Karriere in der Luxushotellerie nun tatsächlich? Im «Baur au Lac» in Zürich. Hier erlernte Dominic Bachofen zunächst zwei Jahre lang den Kellnerberuf, ehe er für zwei Jahre in die Küche wechselte. Es war, wie er lachend festhält, eine harte Zeit, eine heisse Zeit, denn Belüftungen heutigen Stils gab es noch nicht. Trotzdem pfiff er nicht aus purer Lebensfreude, wenn er den Kühlraum betrat. Der Lehrmeister, ein Bündner, wollte so verhindern, dass sich die Lehrlinge an der Patisserie gütlich taten ... Dominic Bachofen weiss manche Geschichte zu erzählen, von blan-ken Parketts und fliegenden Spaghetti beispielsweise, vor allem aber hält er fest: «Ich habe unheimlich viel profitiert. Georges und

Michel Rey waren meine grossen Vorbilder, und mein Ziel war es, später einmal als Direktor in meinen Lehrbetrieb zurückzukommen. So, wie es aussieht, schaffe ich das wohl nicht mehr...»

Entscheidend für ihn war auch das Praktikum im «Beau-Rivage Palace» in Lausanne 1982. Dort lernte er nämlich seine aus Marseille stammende Frau Laurence kennen, die ebenfalls die Hotel-fachschule besuchte. «Ein wahrer Glücksfall. Für einen Hotelier mit seinen extrem langen Arbeitszeiten ist es ein unschätzbarer Vorteil, wenn die Gattin aus dem gleichen Business kommt.» Längst gehören sogar drei Frauen zur Familie Bachofen – Victoria kam 1989 in Hongkong, Marina 1990 in Paris zur Welt.

Von Lausanne, wo Dominic Bachofen zwei Jahre als Food-&-Beverage-Assistent im «Continental» arbeitete, zog es ihn im Früh-jahr 1986 in gleicher Funktion ins «Mandarin Oriental» nach Hong-kong. Schon nach einem Jahr stieg er hier zum Food-&-Beverage-Direktor mit 550 Angestellten auf. Trotzdem wollte er nicht länger als drei Jahre in Asien bleiben. Zudem lockte Paris, das er seit sei-nem Sprachaufenthalt im Institut Catholique in bester Erinnerung hatte. Als Vizedirektor des «Crillon», des einzigen Pariser Palais in französischer Hand, erhielt er einen weiteren Traumjob.

Seit 1991 Erfahrung auf Direktionsebene

1991 wechselte Bachofen zurück in die Schweiz, ins «Parkhotel» in Arosa, wo er sich erstmals als Direktor beziehungsweise zusammen mit seiner Frau als Direktionsehepaar bewähren konnte. Die wei-teren Stationen vor Monaco hielten danach «Badrutt's Palace» und «Carlton» in St. Moritz.

Längst sitzen wir im Restaurant Le Grill des Hôtel de Paris, im achten Stock, und geniessen die Aussicht auf den Yachthafen und das Meer sowie auf Casino und Opéra Garnier. So können wir nun mit bestem Gewissen bestätigen: Das Hôtel de Paris ist das Herz von Monaco. Und Monaco ist – für viele – das Herz der Welt. <

Pokale statt Maggi in Hongkong

Text: Marcus Balogh

Über 600 000 Schweizerinnen und Schweizer – die so genannte fünfte Schweiz – leben zurzeit im Ausland, 1450 von ihnen in Hongkong. Gemessen an den sieben Millionen Einwohnern der geschäftigen Metropole eine kleine Gemeinde. Im Schosse der Swiss Association of Hong Kong mangelt es ihr jedoch weder an Schlagkraft noch an Ausdauer.

Schweizer im Ausland – der Begriff lässt an Päckchen, gefüllt mit Aromat und Maggi, denken, an Fondue in Managua, Fendant am Tanganjikasee. Rudolf Gildemeister lacht, als er das hört. «Natürlich, da steckt ein Körnchen Wahrheit drin. Denn ich esse hier mehr Raclette, als ich das jemals in der Schweiz gemacht habe – aber nicht alles, was ein Vorurteil zu unterstützen scheint, hat mit dem Vorurteil zu tun.» Gildemeister ist Präsident der Swiss Association of Hong Kong, die rund die Hälfte der hier lebenden Schweizerinnen und Schweizer als Mitglieder zählen kann. Und ja, die Swiss Association feiert den 1. August und man trifft sich zum regelmässigen Jass-Abend und zu den erwähnten Raclette-Essen. «Aber das hat weniger mit Heimweh als mit Networking zu tun – und die Osterfeiern oder Chlausabende mit unseren Kindern. So bekommen sie ein paar traditionelle Ecksteine der Schweizer Kultur zu sehen, die ja schliesslich die Kultur ihrer Eltern ist.»

Natürlich stelle die Swiss Association auch für einige eine Brücke zur Schweiz dar, eine emotionale Verbindung zu einem Lebensumfeld, das so ganz anders als der Alltag in Hongkong ist. «Und das ist auch gut so», fügt Gildemeister mit Nachdruck an. Aber der Verein sei gewiss kein Kreis, der nach innen gekehrt auf die Heimat schauje: «Wir nehmen äusserst aktiv am Leben in Hongkong teil.»

In der Tat. Zwei gute Beispiele: die jährlich stattfindenden Dragon-Boat-Rennen und das Matilda Sedan Chair Race. Für ersteres, das Dragon-Boat-Rennen, stellt die Swiss Association mittlerweile zwei Teams, die an einem der populärsten Sportanlässe Hongkongs in rund zwölf Meter langen Booten zu zweitzwanzigst um Ehre und Aufmerksamkeit paddeln. Am Matilda Sedan Chair Race findet sich nur ein Team von sechs Läufern plus Begleiter ein – das aber führt eine mittlerweile 27 Jahre alte Tradition weiter.

Das Rennen selbst ist eine Wohltätigkeitsveranstaltung, an der sechs Teammitglieder eine Art üppig dekorierte Sänfte in einem Wettkampf gegen die Zeit über eine mehrere Kilometer lange Strecke tragen. Peter Klaus, Swiss-Association-Mitglied und seit Anbeginn dabei: «Es ist uns wichtig, hier zu sein. Es ist ein Anlass, an dem wir in einer anderen Form zurückgeben können, was wir von Hongkong bekommen. In den letzten Jahren stand die Teilnahme nur ein Mal in Frage. Aber da haben sich die Organisatoren gemeldet und gesagt: «Wir wollen kein Rennen ohne euch. Treibt ihr ein paar Läufer auf, dann bauen wir euch einen schönen Stuhl.» Natürlich haben wir dann das Schweizer Fähnchen aufrecht gehalten.»

Dieses Jahr wurde für das Rennen erstmals seit langem kein Schweizer Thema zur Dekoration des Sedan Chairs gewählt. «Alles Mögliche haben wir schon gebaut. Wir waren sogar schon als Schweizer Käse unterwegs, die Träger als Mäuse verkleidet. Heuer erlauben wir uns aber eine Hommage an Hongkong. Unser Chair sieht wie eine «Star Ferry» aus.» Das legendäre Fährschiff hatte am Abend zuvor seine letzte Fahrt von seinem 50 Jahre alten Liegeplatz aus gemacht, um am Sonntagmorgen in einen neuen Pier einzulaufen. Der Anlass hatte in Hongkong Blitzlichtgewitter und Abschiedstränen ausgelöst – die Jury belohnte die Schweizer Hongkong-Fähre denn auch mit dem begehrten Pokal für den best-dekorierten Sedan Chair. Der Preis ging nicht zum ersten Mal an die Swiss Association. Und hoffentlich auch nicht zum letzten Mal. «Vielleicht ist das ja typisch für uns Schweizer. Wenn wir dabei sind, zeigen wir auch Einsatz. Und natürlich sind wir 2007 wieder dabei. Für eine gute Idee in Bezug auf die Dekoration wären wir übrigens sehr empfänglich», so ein schmunzelnder Peter Klaus. <

Kontakt zur Swiss Association of Hong Kong unter www.swiss-hk.com



Die Mitglieder der Swiss Association und die «Swiss Star» vor ihrem grossen Rennen. Swiss-Association-Veteran Peter Klaus (hinterste Reihe links) läuft seit 27 Jahren am Matilda Sedan Chair Race mit.

Vom Schweizer Banker zum IKRK-Delegierten

Text: Veronica Zimnic

Nepal, Ruanda, Pakistan. Ein erfolgreicher Banker auf der Suche nach neuen Emerging Markets? Weit gefehlt. Seit drei Jahren ist Pascal Porchet als Delegierter des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK) unterwegs. Wohin ihn seine Reise wohl noch führen wird?

«In Pakistan habe ich neun Monate in einem Zelt gelebt», erzählt Pascal Porchet. Noch schwieriger als solche äusserlichen Unannehmlichkeiten war für ihn aber die ständige Konfrontation mit dem menschlichen Leid. «Du weisst, dass du nie allen helfen kannst, nur schon aus Budget- und Kapazitätsgründen. Mitleid und Wut sind deshalb Gefühle, die dich als IKRK-Delegierten ständig begleiten. Aber insgesamt überwiegen die positiven Erlebnisse: Es ist ein unheimlich gutes Gefühl, Menschen helfen zu können.»

Die Herzlichkeit und Offenheit, die er fast täglich erlebt, geben ihm immer wieder Kraft und Mut für den nächsten Einsatz. Der Kontakt zu den Menschen ist für Porchet das Schönste überhaupt in seiner Tätigkeit als Delegierter. Der gute Zugang zur Bevölkerung in Kriegs- oder Krisengebieten bedingt aber auch, dass man sich an das Grundprinzip der Verschwiegenheit halten muss. «Es macht für mich durchaus Sinn, dass ich mich persönlich zurückstelle, um den Zugang zu den hilfsbedürftigen Menschen nicht zu gefährden.»

Eine globale Organisation mit Schweizer Wurzeln

Pascal Porchet ist nicht der Einzige, der sich auf diese Weise einsetzt. Das IKRK, 1863 von Henry Dunant gegründet, ist heute in mehr als 80 Ländern tätig und beschäftigt an die 12 000 Menschen. Darauf angesprochen, was es bedeutet, als Schweizer für das IKRK zu arbeiten, meint der junge Zürcher: «Mit dem Schweizer Kreuz sind viele positive Assoziationen verbunden und die Neutralität der Schweiz wird weltweit nach wie vor sehr geschätzt.» Allerdings arbeiten längst nicht mehr ausschliesslich Schweizer als IKRK-Delegierte. «Ich empfinde diese Entwicklung als sehr positiv und schätze den Austausch mit fremden Kulturen auch innerhalb meines unmittelbaren Arbeitsumfeldes. Bei meinem letzten Einsatz im Kaschmirgebiet waren 180 Delegierte aus aller Welt im Einsatz, auch viele Japaner und Australier, aber nur 20 Schweizer. Hinzu kamen noch 380 Pakistani als Helfer», so Pascal Porchet. Diese Entwicklung ist für ihn ein gutes Beispiel der Globalisierung, ohne dass dabei die ursprünglichen Schweizer Wurzeln verloren gehen.

Dass ein gut situierter Banker sich für eine Laufbahn bei einer gemeinnützigen Organisation entscheidet, ist nicht alltäglich. «Ich hatte schon immer den Wunsch, für ein humanitäres Werk zu arbeiten. Ich habe mich lange und intensiv mit diesem Thema befasst», blickt Pascal Porchet zurück. Als er sich entschloss, zum IKRK zu wechseln, wollte er nur zwei bis drei Jahre bleiben. Diese Zeit ist nun praktisch abgelaufen, aber er kann sich im Moment nicht vorstellen, an die Bahnhofstrasse zurückzukehren. Was aber nicht bedeutet, dass er seinen beruflichen Ehrgeiz aufgegeben hätte. Im



Pascal Porchet im pakistanischen Erdbebengebiet: «Es ist ein unheimlich gutes Gefühl, Menschen helfen zu können.»

Gegenteil, der ehemalige Vizedirektor einer Privatbank hat sich hohe Ziele gesteckt und als Leiter eines Büros und zweier Camps im pakistansch verwalteten Kaschmir eine erste Hürde bereits übersprungen. Pascal Porchet: «Früher oder später möchte ich aber einen Gesamteinsatz leiten, um so meine Führungserfahrung auch auf diesem Gebiet anwenden zu können.» Wohin ihn diese Reise wohl noch führen wird? <

Ubi bene, ibi patria

Zu Deutsch: Wo es dir gut geht, ist deine Heimat. Wie profan ist Patriotismus? Oder anders gefragt: Sind die Diener Gottes, ganz wie Jesus Christus, an jedem Ort daheim? Ein Blick in die Welt der Geistlichen am Beispiel einer argentinischen Dependance des Klosters Einsiedeln.

Text: Mandana Razavi

Die Schweiz ist eine Demokratie. Und doch: Die Monarchie findet bis heute ein kleines Refugium hinter den uralten Mauern traditionsreicher Klöster. Die Regeln des heiligen Benedikt fordern von den Mönchen bedingungslosen Gehorsam: gegenüber Gottes Geboten, aber auch gegenüber dem Willen des Abtes, dem Stellvertreter Christi im Kloster. Doch selbst wenn das sakrale Reich so manch weltlichen Aspekt des Lebens zu bannen vermag, macht der Lauf der Geschichte nicht einfach Halt an der Klosterpforte. So wurde auch im Kloster Einsiedeln während zahlreicher Kriege geplündert, gebrandschatzt, gemordet und zerstört. Um bei einem drohenden Einfall Hitlers den Nazideutschen nicht hilflos ausgeliefert zu sein, beschloss der damalige Einsiedler Abt Ignatius, zwei Patres als Kundschafter nach Argentinien auszusenden. Sie sollten alles für den Fall einer Flucht der Klostergemeinschaft aus der Schweiz vorbereiten. Als der Zweite Weltkrieg schliesslich vorbei war, entschied man in Einsiedeln, die beiden Kundschafter wieder heimzurufen, als unverhofft der päpstliche Nuntius in Argentinien zu Besuch kam. Monseñor Fietta unterbreitete den Einsiedler Mönchen die Möglichkeit, ein kleines Kloster, das von einer wohlhabenden Witwe im Gedenken an ihren Mann gegründet worden war, als Dependance zu übernehmen. Der Abt stellte die Bedingung, dass das Kloster derart ausgebaut werden müsse, dass ungefähr 20 Mönche darin Platz fänden. Zudem war, ganz im Geiste Einsiedelns, eine Schule geplant. Die Witwe Marenco de Sánchez Díaz verlangte im Gegenzug nicht nur, dass man sich um die Seelsorge für die Menschen der verlassenen Gegend um Los Toldos kümmerte, sondern auch um die Gründung einer landwirtschaftlichen Schule. Schnell wurde man sich einig und zu Ostern 1948 sandte der frisch gewählte Abt Benno schliesslich zwölf Mönche – in Anlehnung an die Anzahl der Jünger Jesu – in die Weiten der argentinischen Pampas. Unter ihnen waren auch die beiden damals 27-jährigen Patres Meinrad Hux und Karl Burkard. In seinem Buch «Erinnerungen eines Einsiedler Mönchs» beschreibt Pater Karl detailliert die Überfahrt nach Argentinien: Die Rede ist von Abschied, Neugier, Mut und unsäglicher Seekrankheit. Mit der Ankunft am 3. Mai 1948 wurde die offizielle kirchliche Gründung des Klosters Santa María de Los Toldos vollzogen. Das Kloster Einsiedeln erwarb zusätzliches Land, Traktoren und Maschinen. Man begann unverzüglich mit dem Ausbau des Klosters, mit der Bepflanzung der Felder und mit der Errichtung der Schulen. Anfängliche Sprachschwierigkeiten er-

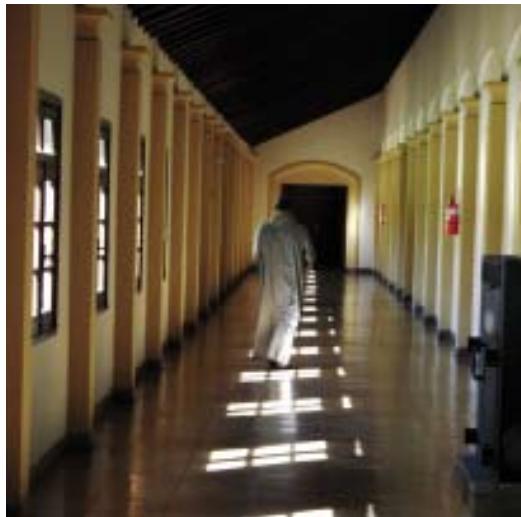
schwerten die ohnehin schon harte Arbeit der Missionare, zudem zerstörte 1950 der Frost einer einzigen Nacht die gesamte Ernte.

Ad maiorem Dei gloriam (Zur höheren Ehre Gottes)

Nichtsdestotrotz konnte im März 1950 die Schule eröffnet werden. Aufgenommen wurden Kinder aller Schichten der Bauern- oder Einwandererfamilien, aber auch Sprösslinge des ortsansässigen Indianerstamms Coliqueo. Diejenigen, die es sich leisten konnten, bezahlten das Schulgeld, bei den anderen verzichtete man darauf. Pater Karl erinnert sich: «Wir hatten keinerlei Lehrmittel zur Verfügung. Eine Tafel, eine Kreide, das war alles. Aber Not macht erfinderisch, und so wurde ein Fussball kurzerhand zum Globus umfunktioniert.» Die Primarschule lief im Gegensatz zur landwirtschaftlichen Schule immer gut. Bald schon musste der landwirtschaftliche Bereich wieder aufgegeben werden. Eine weitere wichtige Aufgabe der Priester war die Seelsorge. Zuerst hätten sie die heilige Messe noch in Schulzimmern gelesen, später habe man aber richtige Kapellen gebaut, so Pater Karl.

Fiat voluntas tua (Dein Wille geschehe)

In unzähligen Stunden übersetzten Pater Meinrad und Pater Fintan Vogel zum Zwecke der besseren Verständigung die gesamte Liturgie vom Lateinischen ins Spanische. Auch Pater Karl, der 1962 seines grossen, aber für Benediktinerverhältnisse etwas zu «rebellischen» Herzens wegen wieder nach Einsiedeln zurückgerufen wurde, betont, wie wichtig ihm diese Aufgabe gewesen sei. «Ich habe die rund tausend Menschen der Gemeinde alle persönlich gekannt. Trotz der unendlichen Weite der Pampas habe ich mich nie alleine gefühlt. Hinzu kommt, dass, wenn man am Aufbau einer Sache beteiligt ist, von Beginn an eine starke Bindung dazu existiert.» So sei es ihm damals nicht leicht gefallen, Abschied zu nehmen, auch wenn in der Schweiz ebenso schöne Aufgaben auf ihn gewartet hätten. Auf die Frage, ob er nie Heimweh gehabt habe, antwortet er jedoch ohne Zögern: «Nein, nie. Dort hatte ich kein Heimweh und hier habe ich kein Fernweh. Ubi bene, ibi patria. Wo es dir gut geht, da ist deine Heimat.» Seinen beiden Schweizer Mitbrüdern, die bis heute in Argentinien die Stellung halten, fiel der Abschied von Einsiedeln damals, noch in jungen Jahren, nicht sonderlich schwer. Doch heute, im Wissen, vielleicht nie mehr in die alte Heimat zurückkehren zu können, kostet es ihn viel, sich ganz



Praktisch unabhängig vom Mutterkloster in Einsiedeln: Impressionen aus dem argentinischen Benediktinerkloster Santa María de Los Toldos. Pionier Pater Meinrad Hux (mittleres Bild) ist seit fast 60 Jahren in Argentinien.

von der Schweiz zu trennen, erzählt der inzwischen 86-jährige Pater Fintan. «Ich liebe das Kloster Einsiedeln und bin ein Patriot, in Bezug auf die Schweiz und auf Argentinien. Aber ich habe eine Schwäche für Wilhelm Tell und die anderen Helden der Schweizer Geschichte.» Unterdessen lassen es die drei Patres mit Pioniergeist etwas ruhiger angehen. Man spürt, dass jeder von ihnen akzeptiert hat, dass die Zeit, die für Reisen und Abenteuer zur Verfügung stand, stetig weniger geworden ist. Mittlerweile ist das Kloster Santa María de Los Toldos weitgehend unabhängig von Einsiedeln. Seit der Schliessung der Schule 1972 bilden die klostereigene Käserei und das Gästehaus, das aus dem ehemaligen Internat entstand, die wirtschaftliche Grundlage von Los Toldos.

Das Kloster Einsiedeln verfügt über ein weiteres erfolgreiches Tochterkloster, Saint Meinrad im amerikanischen Louisville. Es wurde einst aus denselben Motiven gegründet wie Los Toldos. Nur der Krieg war ein anderer. Der Einsiedler Dekan, der junge Pater Basil Höfliger, verbrachte einige Studienjahre im Kloster in den Staaten. Auch er weiss, wie es ist, fern der Heimat zu leben. In dieser Zeit habe er gelernt, dass sich der Begriff «Heimat» für ihn weniger über ein Land definiere als viel mehr über bestimmte Werte, die er mit anderen Menschen teile. In diesem Punkt sind sich alle vier Patres einig: Frieden finden sie bei ihm, den zu suchen sie sich schon vor langer Zeit aufgemacht haben. Und er sei überall, so heisst es. <

Geplantes Glück auf Ibiza

Text: Andreas Thomann

30 Jahre lang bauten Simone und Fritz Steiner an ihrem Traum. Pünktlich zur Pensionierung war das Haus an der malerischen Bucht bezugsbereit. Und es hiess: adiós, Meikirch.

Der Rundblick vereint so ziemlich alle Sehnsüchte, die einen Mitteleuropäer an einem nebligen Herbsttag überkommen. Tiefblaues Meer, begrenzt durch eine felsige Küstenlinie, die übergeht in eine bewaldete Hügellandschaft; zwischen den Pinien hindurch schimmert der weisse Sand des etwas weiter unten gelegenen Strandes, und wer die Augen leicht zudrückt, erkennt ganz hinten am Horizont die Silhouette von Mallorcas Südküste. Das mediterrane Naturspektakel wird abgerundet durch eine sommerliche Aussentemperatur von 27 Grad – zu einer Jahreszeit, wo zuhause bereits der erste Weihnachtsschmuck die Schaufenster ziert.

Das Anwesen, das diesen Fünf-Sterne-Ausblick gewährt, trägt zu Recht den Namen «El nostre somni», katalanisch für «unser Traum». Begonnen hatte dieser Traum vor 30 Jahren, bei einem Kurzurlaub. Erschöpft vom vielen Arbeiten waren Simone und Fritz Steiner buchstäblich reif für die Insel. Dabei hatten sie eigentlich Ferien auf dem Festland geplant, an der spanischen Costa Blanca. «Doch als wir in Denia ankamen, sahen wir diesen Wegweiser nach Ibiza», erinnert sich Simone Steiner. Am nächsten Tag fuhren sie kurzerhand mit der Fähre hinüber auf die Insel mit dem verheissungsvollen Namen. «Im Hafen von Sant Antoni riet uns ein alter Mann, weiter nach Osten zu fahren. Es war Nacht, als wir schliesslich an diese Bucht gelangten. Der Mond schien, und wir verliebten uns auf der Stelle in den Ort.»

Nur wenige Monate später kehrten die beiden an die Traumbucht zurück und klapperten die lokalen Immobilienagenturen ab. «Unser Budget reichte nur für ein kleines Häuschen», erzählt Simone Steiner. «Doch Ibiza war schon damals ein teures Pflaster, und alles, was uns angeboten wurde, lag ausserhalb unserer Reichweite.»

Man war kurz davor, die Flinte ins Korn zu werfen, als sich doch noch eine Agentur meldete. «Es sei ein sehr einfaches Haus, meinten sie, aber man könne es ja trotzdem mal anschauen.» Die Dame hatte nicht zu tief gestapelt: Alles, was Fritz und Simone Steiner vorfanden, waren drei zusammengebaute Mini-Bungalows, mitten in einem Wald gelegen, ohne Strom, ohne Heizung, ohne fliessendes Wasser. Und doch wussten beide sofort: Das ist es.

Häusle bauen statt am Sandstrand liegen

Mit dem Kauf verband sich ein ambitioniertes Vorhaben: Bis zur Pensionierung sollte das Haus ganzjährig bewohnbar sein. Im Jahr 2003 war die Mission erfüllt. Man verkaufte das Haus im bernischen Meikirch und siedelte über nach Ibiza. Dazwischen lagen knapp 30 Jahre, in denen die Steiners Urlaub für Urlaub auf der Insel verbrachten, um so weit wie möglich selbst Hand anzulegen – teils aus finanziellen Überlegungen, teils aus einem typischen helvetischen Perfektionismus, wie Fritz Steiner eingestehst: «Ich habe Freude, die Dinge gut zu machen, auch wenn es am Ende dreimal länger dauert.» Der berufliche Hintergrund kam den Steinern bei ihrer Do-it-yourself-Strategie entgegen: sie Handarbeitslehrerin, er Postautounternehmer. «Bei meinem Vater, der den Postautobetrieb aufbaute und ihn Garage um Garage erweiterte, habe ich gelernt, wie man Mauern niederreisst und neue aufbaut.»

Und so wuchs das steinersche Anwesen zu dem, was es heute ist. «Eine einfache Behausung», wie die beiden nicht müde werden zu betonen. Was nur teilweise zutrifft. Bestimmt gibt es grössere Residenzen – Steiners kommen mit einem Wohnzimmer, einem Arbeitszimmer und zwei Schlafzimmern aus. Doch wer braucht



Sommerliche Temperaturen, ein Traumstrand – und nicht einmal eine Handvoll Badegäste: Im Oktober gehört Ibiza wieder ganz den Einheimischen, zu denen seit drei Jahren auch die glücklichen Exilschweizer Simone und Fritz Steiner zählen.

schon viel Platz, wenn sich unter der guten Stube das Meer ausbreitet? Das Motto nehmen sich auch die Feriengäste zu Herzen, die sich im kleinen, direkt an Steiners Residenz angrenzenden Guesthouse einmieten können. Hierher kommt, wer Ruhe sucht, denn die Megadiskotheeken mit den klingenden Namen Pacha, Privilege oder Amnesia sind weit weg.

«Das Klischee von der Partyinsel ist ohnehin falsch», ereifert sich Simone Steiner, und die nachmittägliche Stille, die sich über der eigenen Terrasse ausbreitet, unterstreicht ihre Aussage. In Sant Carles ist die Nacht zum Schlafen da. Langweilig wirds trotzdem nicht, denn am Tag lässt sich umso mehr unternehmen. Das Rennvelo und das Mountainbike, das Fritz Steiner in seiner Garage stehen hat, sind nicht bloss zur Dekoration dort. «Ich muss meinen Puls hochjagen, sonst kann ich nicht klar denken.» Als neues Hobby hat der 68-Jährige das Nordic Walking entdeckt. Die Trainingsbedingungen am Mittelmeer können jeden Daheimgebliebenen neidisch machen, nicht nur des milden Klimas wegen. «Meine Herzfrequenz ist hier unten pro Minute rund fünf bis acht Schläge niedriger als in der Schweiz.»

Wer plaudern will, geht in Anitas Bar

Statt in sportliche Eskapaden investiert Ehefrau Simone ihre Zeit lieber ins Networking. In der Sektion Ibiza des «Club Suizo Baleares» hat sie die passende Plattform dazu gefunden. «Die Sektion habe ich vor drei Jahren übernommen und ihr neues Leben eingehtaut. Wir sind rund 50 Mitglieder, von denen aber die wenigsten das ganze Jahr über hier leben.» Eine geradezu winzige Kolonie im Vergleich zu den rund 5000 Schweizern, die sich etwa an der

Costa Blanca niedergelassen haben. «Es sind eher Individualisten», bestätigt Simone Steiner. Die Gefahr der Ghettobildung komme damit gar nicht erst auf. «Wir persönlich kennen Deutsche, Holländer, Belgier, Spanier vom Festland und natürlich auch Einheimische.» Als Schmelztiegel zwischen dieser bunten Völkermischung wirkt in Sant Carles die legendäre Bar Anita. Der ehemalige Treffpunkt der Hippiekolonie ist immer noch der gesellschaftliche Mittelpunkt im Osten der Insel. Und dient zugleich als Postfiliale, denn die Post wird hier nicht ausgetragen, sondern in den hölzernen Briefkästen deponiert.

Was Anitas Bar für die Lokalnachrichten, sind die modernen Kommunikationsmittel für die News aus der Heimat. Auch Steiners Residenz ist mit dem gesamten Arsenal ausgestattet: Telefon, Fax, Satellitenschüssel und ADSL. «Wenn in Meikirch ein Baum auf eine Strasse kracht, dann erfahre ich das», sagt Fritz Steiner, der zurzeit übers Internet ein autodidaktisches Fernstudium in Psychologie und griechischer Mythologie absolviert. Als Heimwehschweizer möchten die Steiners jedoch nicht gelten. «Wir haben auch die Lokalzeitung *«Diario de Ibiza»* abonniert», betont Simone Steiner, die sich mittlerweile fliessend auf Spanisch unterhalten kann. Zumindest bei ihr halte sich das Heimweh in Grenzen. Ihr Mann dagegen fliege ab und zu mal zu einer kurzen Visite ins heimische Bernbiet.

Schlummert im Hinterkopf vielleicht doch noch der Gedanke, sich eines Tages aus dem Sonnenparadies zu verabschieden? Fehlanzeige. «Unsere Rückkehrlust tendiert gegen null», so Simone Steiner, «und eine Trendwende ist nicht in Sicht.» <

Mehr Infos zu «El nostre somni» unter www.ibizahome.ch.vu

150 Jahre Credit Suisse Time to Share

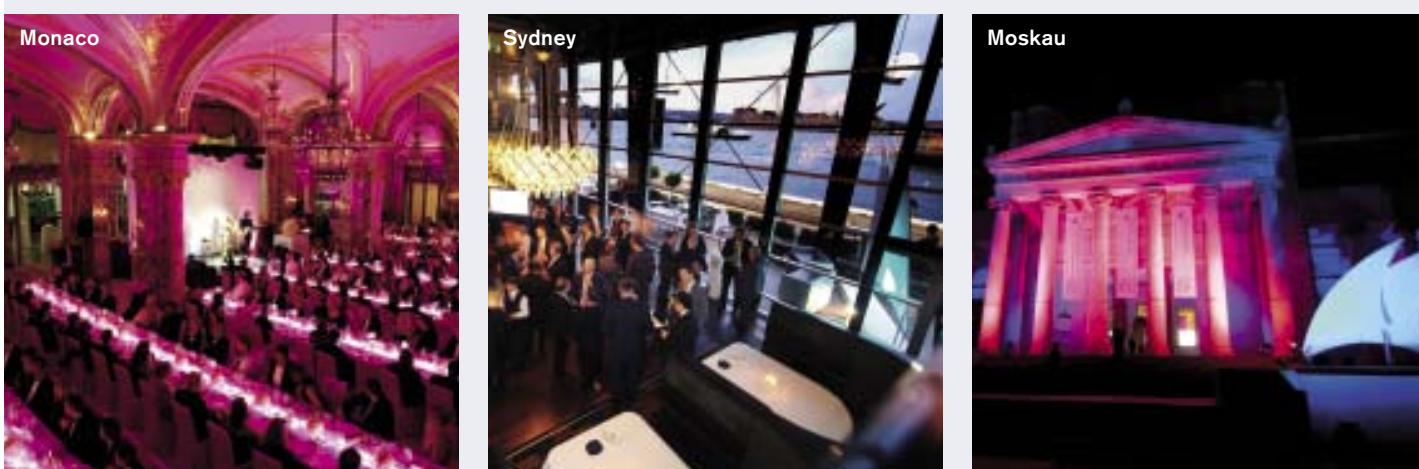
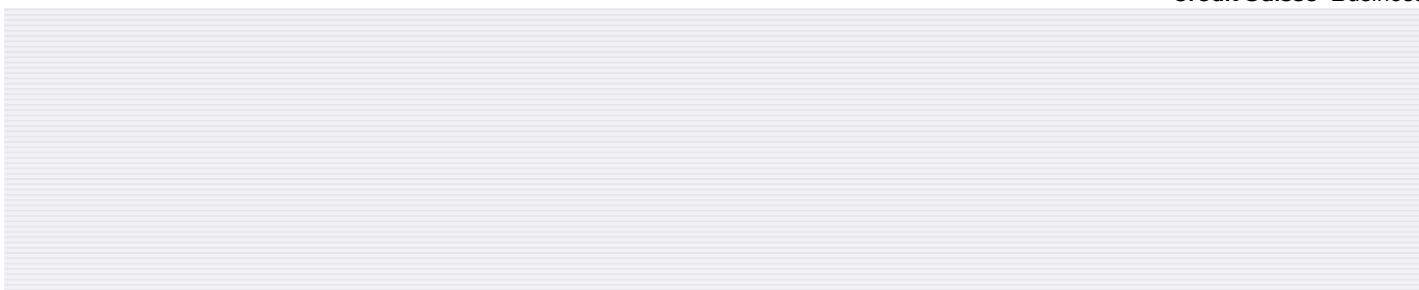
Jubiläumstour mit historischen Dimensionen

Text: Michèle Bodmer

Das Jubiläumsjahr der Credit Suisse neigt sich dem Ende zu, doch bei vielen Leuten rund um den Globus hinterlässt es einen bleibenden Eindruck.



150 Jahre Credit Suisse «Unser Ziel war es, durch Anlässe rund um die Welt Innovation spürbar werden zu lassen. Ich bin überzeugt, dass die Credit Suisse dieses Momentum der Innovation während der nächsten 150 Jahre fortsetzen wird», sagt Daniele Isenegger, Projektleiter des Credit Suisse Jubiläums. **Bern** Bundesrat Samuel Schmid gratuliert der Credit Suisse zu ihrem Pioniergeist und ihrem dauerhaften Beitrag an die Entwicklung der Schweizer Wirtschaft. **London** Die grosse Turbinenhalle der Tate Modern wurde zum attraktiven Ort eines Galaabends mit Gastgeber Michael Philipp, CEO of Credit Suisse Europe, Middle East and Africa (EMEA). Trotz der riesigen Dimensionen schufen das elegante Dekor und die grosse Zahl der Gäste eine sehr gemütliche Atmosphäre. Ein mitreissender Auftritt des South African Soweto Gospel Choir beendete den Abend. **Schanghai** Der kulturelle Höhepunkt war der Auftritt der «Guan-Yin-Göttin mit ihren tausend Händen». Unter dieser «Gottheit» ist eine 15-köpfige Gruppe von Tänzerinnen zu verstehen, die traditionelle chinesische Kultur mit modernem Tanz vereinen. **Paris** Das Centre Pompidou ist eines der markantesten Symbole zeitgenössischer Architektur in Europa. Walter B. Kielholz, Verwaltungsratspräsident der Credit Suisse, durfte über 1500 geladene Gäste begrüßen, die später die Yves-Klein-Ausstellung besuchten.



Hongkong Das Hong Kong Convention Centre blickt stolz über den Viktoria-Hafen und die leuchtenden Lichter des Festlandes hinweg. Dieser spezielle Schauplatz bildete die Bühne der Jubiläumsfeier, zu der Paul Calello, CEO Credit Suisse Asia Pacific, eingeladen hatte. Lang Lang, der neue Superstar der klassischen Musik, liess die Gäste mit seinen musikalischen Steigerungsläufen beinahe vor Ehrfurcht erstarren. Später dankte er der Credit Suisse für ihr Engagement bei den Salzburger Festspielen. **Mailand** Die Philosophie der Credit Suisse – die Tradition begegnet der Innovation – war im Castello Sforzesco besonders augenfällig. **Monaco** Der dynamische, erst 35-jährige CEO der Credit Suisse Monaco, Alain Ucari, hiess über 250 Gäste zu einem exklusiven Anlass in der Salle Empire des Hôtel de Paris willkommen. Die weltberühmte Salle Empire ist seit Generationen ein beliebter Treffpunkt der High Society. **Sydney** Das Restaurant Wildfire ermöglicht eine spektakuläre Aussicht über den Hafen von Sydney und das Opernhaus. **Moskau** Am Vorabend der Eröffnung ihrer Onshore-Aktivitäten im Private Banking nützte die Credit Suisse die Gelegenheit, um über ihre Vergangenheit nachzudenken. Das renovierte Puschkin-Museum unterstrich die Ziele der Bank, sich in naher Zukunft ein exklusives Marktsegment in Russland zu sichern.

Entrepreneur of the Year (EoY)**Tochtergesellschaft Bank-now****Best in Trade Finance****Tee, Unterwäsche und Kaffeemaschinen**

Mit Walter Borner (Zimmerli Textil AG) und Rudolf Lieberherr (Morga AG) konnten Peter Athanas, CEO Ernst & Young Schweiz, sowie Heinrich Christen, Partner in Charge EoY Schweiz, zwei Entrepreneurs ehren, die Schweizer Traditionsfirmen vorstehen. Zimmerlis verkauften ihre Unterwäsche bereits 1890 in den USA, Grossvater Lieberherr entdeckte um 1910 die vegetarische Küche Indiens. Dank aussergewöhnlicher unternehmerischer Leistungen können die Firmen einer positiven Zukunft entgegeln. Das Start-up-Unternehmen Mondo Biotech von Fabio Cavalli bekämpft tödlich verlaufende Krankheiten erstmals überhaupt mit Heilmitteln; sein Forscherteam findet dabei für bereits bekannte Wirkstoffe neue Anwendungsbereiche heraus. Domenic Steiner, Mister Thermoplan (Kaffeemaschinen), wurde für sein Lebenswerk als Master Entrepreneur geehrt. Beim EoY wirkt die Credit Suisse, vertreten durch Josef Meier, Head Corporate Clients Switzerland, als Programmpartnerin mit.

Unser Bild (von links): Die vier Preisträger Walter Borner, Domenic Steiner, Fabio Cavalli, Rudolf Lieberherr. schi

Mehr unter [www.credit-suisse.com/
emagazine > KMU-Porträts.](http://www.credit-suisse.com/emagazine)

Privatkredit und Autoleasing aus einer Hand

Die Bank-now wird per 1. Januar 2007 als spezialisierte Anbieterin von innovativen und kundenfreundlichen Produkten und Services auf dem Schweizer Markt für Privatkredite und Autoleasing auftreten und dabei die entsprechenden Organisationseinheiten der Credit Suisse zusammenfassen. Laut Verwaltungsratspräsident Hanspeter Kurzmeyer, Leiter Privatkunden Schweiz der Credit Suisse, wird sich die neue Tochtergesellschaft, in die auch die City Bank integriert wird, flexibler im Consumer-Finance-Markt bewegen und sich schärfer als Spezialistin positionieren können. Gleichzeitig profitiert sie weiterhin von den zentralen Diensten des Mutterhauses. Die von Erich Wild als CEO geleitete Bank-now mit Sitz in Horgen wird in über 20 Filialen 250 Mitarbeitende beschäftigen und hat es sich zum Ziel gesetzt, den Marktanteil der Vorgänger-Einheiten von rund 25 Prozent im Kreditgeschäft und 11 Prozent im Leasinggeschäft signifikant auszubauen.

Unser Bild: Verwaltungsratspräsident Hanspeter Kurzmeyer (links) und CEO Erich Wild: «Bank-now startet als eine sehr starke Nummer 2 der Schweiz.» schi

Credit Suisse schafft den doppelten Hattrick

«Eine Goldmedaille zu erringen, ist nicht einfach; aber die Spitzenposition zu verteidigen, ist noch schwieriger», erklärt Christian Gut auf die Frage, ob die Entgegnahme der Auszeichnung als beste Bank in der Schweiz im Trade Finance für ihn nicht zum reinen Routinegeschäft geworden sei. Zum sechsten Mal in Folge hat nämlich das renommierte New Yorker Wirtschaftsmagazin «Global Finance Magazine» der Credit Suisse diesen begehrten Preis zugesprochen. Für Christian Gut, der diesen Geschäftsbereich in den letzten zehn Jahren aufgebaut hat, ist dies ein Beweis für die Qualität seiner Mitarbeitenden und die Nähe der Kunden zur Credit Suisse, denn vor der Preisvergabe wurden auch Analysten und Kunden befragt. Um den Vorsprung auf die Konkurrenz zu wahren, wird in den nächsten Jahren ein namhafter Millionenbetrag in die Erneuerung und Verbesserung der IT-Infrastruktur investiert und grosser Wert auf die weitere Ausbildung der Mitarbeitenden gelegt.

Unser Bild: Joseph D. Giarraputo vom «Global Finance Magazine» (links) mit Christian Gut. schi

Mehr Informationen unter www.credit-suisse.com/ch > Firmenkunden



International



Australien



© ROBINSON Club Playa Granada

Global Hunger Project

Im Oktober hat das Team von Credit Suisse Product Control and Complex Product Support in Partnerschaft mit der Credit Suisse Americas Foundation, dem European Charity Committee und dem Asia Pacific Philanthropy Committee am Global Hunger Project der Credit Suisse teilgenommen. Jede Region hat sich mit lokalen Hilfsorganisationen zusammengeschlossen, um gezielte Aktionen in die Wege zu leiten. Dabei reichten die Aktivitäten vom direkten Verteilen von Mahlzeiten an Obdachlose bis zum Sammeln von Geld und Lebensmitteln für Hilfs- und andere Non-Profit-Organisationen. Mit den gesammelten Geldern wurden über 120 000 Mahlzeiten finanziert, weitere 10 000 Mahlzeiten konnten aus den gesammelten und sortierten Lebensmitteln zusammengestellt werden. Insgesamt haben sich die Aktivitäten also zu einem ansehnlichen Erfolg aufsummiert. **ba**

Start des Onshore Private Banking

Die Credit Suisse hat per 1. November 2006 in Australien ihr Onshore-Geschäft im Private Banking aufgenommen und damit einen weiteren wichtigen Schritt bei der Umsetzung der internationalen Wachstumsstrategie vollzogen. In Australien findet sich der drittgrösste Vermögensverwaltungsmarkt im asiatisch-pazifischen Raum – ein Marktgebiet, das in den letzten zehn Jahren von einer starken Vermögensbildung geprägt war, die sich vor allem auf eine zunehmende Rohstoffnachfrage und starke Handelsbeziehungen mit schnell wachsenden Volkswirtschaften wie China und Indien stützt.

Die Credit Suisse ist seit über 30 Jahren in Australien tätig und die Aufnahme des Private-Banking-Geschäfts ergänzt die etablierten Investment-Banking- und Asset-Management-Aktivitäten. Mit dem Potenzial der integrierten Bank, der weltweiten Stärken bei den Private-Banking-Produkten und -Lösungen sowie mit der Umsetzung des strukturierten Beratungsprozesses verfügt die Credit Suisse damit über eine ausgezeichnete Ausgangslage, die auch im australischen Markt immer anspruchsvolleren Kunden mit einer breiten Palette von Produkten mit hoher Wertschöpfung zu überzeugen. **ba**

PREMIERENGAST SEIT
ROBINSON °

Zeit für Gefühle

Der ROBINSON Club Playa Granada in Andalusien feiert Eröffnung im März 2007!

Die Highlights:

ALL
MADE BY
ROBINSON

- 18-Loch-Golfplatz
- Ideal für Singles & Paare
- Erlebnisreiche ROBINSONADEN
- WellFit®-Bereich mit Indoor-Pool

Weitere Informationen erhalten Sie im Reisebüro oder unter www.tui.com

World of **TUI**

Corporate Banking Credit Suisse unterstützt die Schweizer KMU

Swiss Venture Club: die Lokomotive der Lokomotiven der Schweizer Wirtschaft

Text: Andreas Schiendorfer

Das nationale Netzwerk der Schweizer KMU, der Swiss Venture Club, zeichnet innovative und initiative Firmen aus – und würde mittlerweile selbst einen Preis verdienen. Der von Hans-Ulrich Müller, COO Schweiz der Credit Suisse, präsidierte Verein ist jedenfalls ein besonders erfolgreiches Start-up.

Der Schweizer Wirtschaft geht es dann gut, wenn es ihren beiden Stützen, den Grossunternehmen und den KMU, gut geht. Die grossen Konzerne sind in aller Munde, dafür wird meistens ihre Bedeutung hinsichtlich Ausbildungs- und Arbeitsplätze sowie der Steuerleistungen in der Schweiz unterschätzt. Den KMU hingegen bescheinigt man gerne ihre überragende Bedeutung als Arbeitgeber. Jedermann ist des Pauschallobes voll. Doch niemand kennt die KMU wirklich. Haben sie einen berechtigten Wunsch, stehen sie oft im Abseits.

In drei Jahren 1400 Mitglieder

Kann man den Swiss Venture Club (SVC) schon als «die Lobby der KMU» bezeichnen? Jedenfalls hat er sich, im Oktober 2003 aus einem Berner Regionalverein entstanden, zu einer unüberhörbaren Stimme der über 330 000 KMU in der Schweiz entwickelt. Der Verein stützt sich bereits auf über 1400 (Kollektiv-)Mitglieder ab.

Die Visitenkarte des SVC sind die regionalen Unternehmerpreise, die in Bern (Espace Mittelland) jährlich, in den übrigen sechs Wirtschaftsregionen der Schweiz in der Regel alle zwei Jahre vergeben werden. In ihrem Jubiläumsjahr hat es die Credit Suisse zusammen mit weiteren Sponsoren

ermöglicht, in allen Regionen Unternehmen zu ehren, im Tessin, in Luzern und in Zürich zum ersten Mal überhaupt. 42 Lokomotiven der Schweizer Wirtschaft wurden so für einmal ins wohl verdiente Rampenlicht gerückt, an den Galaanlässen mit in der Regel über 1000 Gästen und vor allem auch in den lokalen und regionalen Medien.

Der Anfang ist durch den von Hans-Ulrich Müller mit Feu sacré präsidierten Swiss Venture Club also eindrücklich gesetzt worden, aber noch gibt es einiges zu tun, zumal die international ausgerichteten KMU ja nicht an den Grenzen der eigenen Wirtschaftsregion Halt machen. Welcher Luzerner kennt aber die Precicast aus Novazzano (vielleicht ja nicht einmal diese Gemeinde), welcher Romand hat schon von der Telsonic aus Bronschhofen gehört? Und welcher Wirtschaftsfachmann könnte spontan die Tätigkeitsbereiche der nebenan aufgelisteten Sieger nennen? Die Vernetzungstätigkeit muss also unvermindert weitergehen.

Beliebte SVC-Foren

Mittlerweile gewinnen aber auch die anderen Tätigkeitsgebiete an Fahrt.

Zu erwähnen ist dabei insbesondere das Swiss Venture Club Forum. Diese Ausbildungsveranstaltungen stellen jeweils die



Unternehmerpreis Zentralschweiz:

Preisträger Jürgen Mayer,
Präsident Hans-Ulrich Müller (rechts).

Betroffenen in den Mittelpunkt. Im Moment geht es um die beiden Bereiche «Unternehmensnachfolge» sowie «Familie und Unternehmung», worüber auch zwei informative Broschüren erschienen sind. Wenn man bedenkt, dass es in der Schweiz rund 265 000 Familienunternehmen gibt, von denen jährlich rund 17 000 die Nachfolge zu regeln haben, dann kann man ermessen, wie wichtig diese Themen für die Zukunft der Schweizer Wirtschaft sind.

Alternative Finanzierungen

Gesunden Unternehmen vermittelt der Swiss Venture Club Zugang zu alternativen Finanzierungsformen wie Mezzanine oder, an Investoren-Anlässen, privatem Venture-Kapital. Im Aufbau befindet sich der Swiss Micro Fund für Kleinstkredite an Jung- und Kleinunternehmer.

KMU-Briefkasten Politik

Ziel des SVC-Bereichs «Politik» ist, zur Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit der Schweizer Wirtschaft beizutragen. Das Netzwerk zu Behörden und Parlamentariern wird laufend verdichtet; auch der KMU-Briefkasten auf www.swiss-venture-club.ch dient dem Dialog: Der Verein will wissen, wo die KMU der Schuh drückt. <



And the winner is ... Kistler Instrumente:
Verwaltungsratspräsident Robert Lombardini
gratuliert seinem CEO Rolf Sonderegger.

Die bisherigen Preisträger

2006

Nordschweiz **Haeusler AG** Duggingen | Zürich **Kistler Instrumente** Winterthur

Zentralschweiz **Maxon Motor** Sachseln | Romandie **Preci-Dip Durtal** Delémont

Ostschweiz **Telsonic** Bronschhofen | Espace Mittelland **Scott Sports** Givisiez

Tessin **Precicast** Novazzano

2005

Nordschweiz **Trüb** Aarau | Romandie **Felco** Geneveys-sur-Coffrane

Espace Mittelland **Spirig Pharma** Egerkingen

2004

Ostschweiz **Abacus Research** Kronbühl | Espace Mittelland **Sphinx Werkzeuge** Biberist

2003

Espace Mittelland **DT Swiss** Biel

Mehr Informationen unter www.swiss-venture-club.ch oder
www.credit-suisse.com/emagazine>Dossiers>Swiss Venture Club

buch.ch
einfach | schnell

bücher

hörbücher

e-book

24 h
entspanntes
christmas-
shopping

erfreuen Sie Ihre liebsten.
buch.ch kümmert sich
um die geschenke:
geschenkpapier, karte
und versand gratis.

...bücher, musik, filme und mehr:
bei www.buch.ch geniessen sie die
ganze medienvielfalt.





Wissenswert Begriffe aus der Finanzwelt

Genussschein

Ein Wertpapier zwischen einer Aktie und einer Anleihe

Könnte der Genussschein seinem Namen alle Ehre machen, er würde sich bestimmt gerne als wertloseste, aber edelste Banknote in die Reihe des Papiergeles stellen. Nun handelt es sich hier aber um ein – durchaus auch achtbares – Gewinnbeteiligungspapier, das je nach Ausgestaltung der verbrieften Rechte eher einer Aktie oder einer Anleihe entspricht. So ist der Genussschein beispielsweise mit Vermögensrechten ausgestattet: Er berechtigt meistens zum Anspruch auf einen Anteil am Reingewinn oder am Liquidationserlös einer Gesellschaft und zum Bezug von neuen Aktien.

Im Gegensatz zum Aktionär hat der Besitzer eines Genussscheines keine Mitgliedschaftsrechte, insbesondere keine Stimmrechte. Als Kapitalform kann der Genussschein weder dem Eigen- noch dem Fremdkapital eindeutig zugeordnet werden, in rechtlicher Hinsicht ist er mit dem Partizipationsschein vergleichbar. Der Genussschein spielt eine wichtige Rolle bei klassischen Anlässen wie Gründung, Verschmelzung oder Sanierung eines Unternehmens. Als Instrument zur Kapitalbeschaffung und zur Gewinnbeteiligung von Mitarbeitern hat der Genussschein in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen. rg

Agio

Aufgeld bei Neuemissionen von Wertpapieren

Dieser Begriff lässt wohl bei manchem Geniesser das Bild einer aromatisch duftenden Zigarre vor dem geistigen Auge aufsteigen, trägt doch einer der grössten Zigarrenhersteller Europas diesen Namen. In der Finanzwelt verwendet, löst das Wort kaum olfaktorische Assoziationen aus. Agio ist italienisch, bedeutet Aufzahlung oder Aufgeld und wird im Allgemeinen in Prozenten angegeben. Agio bezeichnet den Betrag, um den der Ausgabepreis eines Wertpapiers den Nennwert übersteigt. Ersteht zum Beispiel ein Anleger eine Aktie mit einem Nennwert von 800 Franken mit einem Agio von 10 Prozent, so muss er insgesamt 880 Franken bezahlen. Im Münzenhandel wird unter Agio ein Aufgeld verstanden, das bei der Neuemission von Münzen zu zahlen ist.

Das Gegenteil von Agio ist Disagio, also ein Abschlag: zum Beispiel im Münzenhandel, wenn die Münzen Beschädigungen aufweisen, oder bei Neuemissionen der Betrag, um den der Ausgabepreis unter dem entsprechenden Normpreis liegt. rg

Freiverkehr

Spezielles Segment an der deutschen Börse

Mit dem Freiverkehr wurde gegen Ende der Achtzigerjahre an den deutschen Börsen ein neues Segment geschaffen. Damit fasste man die beiden bis dahin getrennten Segmente Geregelter und Ungeregelter Freiverkehr zusammen. Gehandelt werden im Freiverkehr nebst einigen deutschen mehrheitlich ausländische Aktien und Optionen, die entweder nicht im Geregelter Markt einbezogen oder nicht zum Amtlichen Börsenhandel zugelassen sind. Dadurch haben sich die Unternehmen mit ihren Wertpapieren an weniger strenge Regeln zu halten; die zu erfüllenden Voraussetzungen liegen qualitativ weit hinter den sonst gültigen Anforderungen. Im Freiverkehr wird der Handel von freien Maklern durchgeführt.

Ob ein Unternehmen in den Freiverkehr eintritt, ist keine Frage der Qualität, sondern hat vielmehr mit dem Umfang der Ausgabe von Wertpapieren oder der Grösse eines Unternehmens zu tun. So haben kleinere und mittelgroße Unternehmen die Chance, sich auf diesem Weg Kapital zu beschaffen, weil weniger hohe Anforderungen an Mindestkapital und Stückvolumen gestellt werden. Manche Unternehmen benutzen den Freiverkehr auch als Zwischenstufe zur Einführung am Amtlichen Markt. Seit 2005 existiert in der Schweiz eine dem Freiverkehr ähnliche Plattform: Sie trägt den Namen Sponsored Segment. rg



Die Stiftung Wunderlampe erfüllt Herzenswünsche von schwerkranken Kindern. Die allermeisten jedenfalls.

Einmal einen Bagger fahren, oder einmal einen Delphin küssen, oder einmal einem Prominenten die Hand schütteln –
Ihre Spende macht Träume wahr und gibt den Kindern neue Kraft, die eigentlich unbezahlbar ist. Stiftung Wunderlampe,
PC-Konto 87-755227-6, Zürcherstrasse 119, 8406 Winterthur, Tel +41 (0) 52 269 20 07, www.wunderlampe.ch

Nachwuchsförderung Anerkennung für Doktorandinnen und Doktoranden

Der Empiris-Award fördert die dringend nötige Erforschung von Hirnkrankheiten

Text: Andreas Schiendorfer

Mathias Heikenwälder, ein enger Mitarbeiter von Professor Adriano Aguzzi, erhält den ersten «Empiris Award for Research in Brain Diseases» für seine Prionen-Forschungen zur Bekämpfung der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit.

1985 treten in England die ersten eindeutig nachgewiesenen Fälle von Rinderwahnssinn auf. Sieben Jahre später sind es bereits 36 000 Fälle. Die Krankheit mit dem Namen BSE (bovine spongiforme Enzephalopathie, zu Deutsch «das Rind betreffende schwammartige Gehirnkrankheit») breitet sich trotz epidemiologischer Gegenmassnahmen auch auf dem Kontinent aus, in der Schweiz beispielsweise wird 1990 der erste BSE-Fall bekannt. Die weltweite Besorgnis ist umso grösser, als BSE auf den Menschen übertragen werden kann. Die «neue Variante Creutzfeldt-Jakob-Krankheit» (VCJD) ist zwar selten, endet in der Regel aber tödlich. Heute weiss man, dass die Inkubationszeit dieser Erkrankung mehrere Jahre andauern kann.

Nobelpreis für Prusiner

Die Erforschung der beiden Hirnkrankheiten ist derart bedeutungsvoll, dass Stanley B. Prusiner von der University of California, School of Medicine, San Francisco, für die Entdeckung des verursachenden Prinzips – des pathogenen Prion-Proteins – 1997 mit dem Nobelpreis für Medizin ausgezeichnet wurde.

In der Folge entwickelt sich das Institut für Neuropathologie der Universität Zürich zu einem eigentlichen Forschungszentrum

im Kampf gegen BSE und CJD (neue Variante und sporadische Creutzfeldt-Jakob-Krankheit).

Marcel-Benoist-Preis für Aguzzi

Im Jahr 2004 erhält Professor Adriano Aguzzi den Marcel-Benoist-Preis, den Schweizer Nobelpreis gewissermassen, «in Anerkennung seiner Arbeiten auf dem Gebiet der degenerativen Erkrankungen des Nervensystems». Konkret erlauben es seine Forschungsergebnisse, Eindringen und Ausbreitung des Krankheitserregers von BSE und CJD im Organismus besser zu verstehen, was ermutigende Perspektiven für Früherkennung, Prävention und Therapie dieser schweren Krankheiten bietet und das Verständnis altersbedingter Hirnkrankheiten wie Alzheimer fördert.

Diese herausragenden Forschungserfolge sind nur möglich, weil eine Gruppe junger Wissenschaftler Adriano Aguzzi während Jahren begleitet. Einer von ihnen, Mathias Heikenwälder, legt 2004 seine Dissertation mit dem Titel «Immunological Aspects of Prion Pathogenesis» vor und veröffentlicht zusammen mit anderen Mitgliedern der Forschungsgruppe Aguzzi in der renommierten Fachzeitschrift «Science» (Vol 307, 18 February 2005) die Studie «Chronic Lymphocytic Inflammation Speci-

fies the Organ Tropism of Prions», welche grosse internationale Beachtung findet.

Empiris-Award für Heikenwälder

«Heikenwälder untersuchte die Rolle chronischer Entzündungen bei der Ausbreitung der Prionen. Wir bewegen uns hier natürlich auf einem Fachgebiet, das für Laien nur schwer verständlich ist», erklärt uns Amedeo Caflisch, Professor am Biochemischen Institut der Universität Zürich. Caflisch und der Stiftungsrat der gemeinnützigen Stiftung Empiris haben Heikenwälder als ersten Preisträger des «Empiris Award for Research in Brain Diseases» auserkoren und ihm den Preis am 8. November im Hotel Savoy in Zürich übergeben. Und dies aus Überzeugung, wie Professor Heinrich Ursprung als Juryvorsitzender betont. «Erfreulicherweise lagen uns aber auch andere vorzügliche Forschungsarbeiten vor.»

Amedeo Caflisch, vormaliger Vorsteher der Forschungskommission der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich, ist der Spiritus Rector des neuen Preises. «Ein Gönner, der nicht genannt sein möchte, ist mit der Idee eines Preises für die Erforschung von Hirnkrankheiten an mich herangetreten, und ich war sofort begeistert. Das bereitet mir Freude und Genugtuung», so der Biochemiker, der selbst auf verwandten Gebieten forscht. «Einerseits sind die Hirnkrankheiten – leider – die prägenden Krankheiten des 21. Jahrhunderts, andererseits gibt es zwar gut dotierte Preise für bereits etablierte



Von links: Prof. H. Ursprung (Vorsitzender der Jury), Prof. A. Aguzzi (Doktorvater), Dr. M. Heikenwälder (Preisträger), Alt-Bundesrat F. Cotti (Präsident der Stiftung Empiris).

Oben rechts: Bild des Künstlers Luigi Caflisch (Ausschnitt).



Forscher, aber der wissenschaftliche Nachwuchs, der ganz besonders auf öffentliche Anerkennung und eine allfällige Preissumme angewiesen ist, ging bisher leer aus.»

Caflisch belegt seine Aussage mit einem wissenschaftlichen Aufsatz, gemäss dem Depressionen im Jahr 2020 die Krankheit sein wird, die die Gesellschaft am zweitmeisten belastet. Dies sei ja nur eine von vielen Hirnerkrankungen wie Alzheimer, Parkinson, Epilepsie oder gewisse Tumore. Gleichzeitig hebt er die Möglichkeit hervor, dank dem Empiris-Award mit relativ wenig Aufwand die biomedizinische und biochemische Forschung entscheidend fördern zu können.

Da sich die Gründung einer eigenen Stiftung erst ab einer substanziellen Einlage lohnt, machte sich Caflisch auf die Suche nach einer geeigneten Trägerschaft und wurde bei der gemeinnützigen Stiftung Empiris fündig. «Für mich ein Glückssfall. Der Stiftungsrat mit alt Bundesrat Flavio Cotti an der Spitze ist kompetent und sorgt für gesellschaftliche Relevanz, die Credit Suisse übernimmt die Fondsverwaltung und einen Teil der administrativen Arbeiten, ohne sich in inhaltliche Fragen einzumischen. Dies ist wichtig, weil wir beabsichtigen, den Preis auch international bekanntzumachen und auszuschreiben.»

Die Teilnahme an der Preisausschreibung ist an klare Bedingungen gebunden, die auf der Website www.empiris.ch eingesehen werden können. Die nächste Ausschreibung endet am 30. April 2007. <

Empiris: für Forschung, Wissenschaft und Ausbildung

Ziel der gemeinnützigen Stiftung Empiris ist die Unterstützung und die Förderung von Forschung, Wissenschaft und Ausbildung, um so einen wesentlichen Beitrag zur Weiterentwicklung unserer Gesellschaft zu leisten. Donatorinnen und Donatoren können Zuwendungen in spezielle Fonds machen, beispielsweise «Alzheimer» oder «Brain Diseases», sowie in das allgemeine Stiftungsvermögen, das für verschiedenste Forschungs- und Ausbildungszwecke verwendet werden kann. Letzterer finanziert «jährlich zu vergebende Anerkennungspreise an Doktorandinnen und Doktoranden, welche eine besonders bemerkenswerte Leistung im Bereich Grundlagenforschung bei Hirnkrankheiten erbracht haben». Der Stiftungsrat setzt sich zusammen aus Flavio Cotti, Präsident, Walter Berchtold, CEO Credit Suisse Private Banking, Vizepräsident, sowie Prof. Dr. Felix Gutzwiller, Prof. Dr. Dieter Imboden und Prof. Dr. Dr. h. c. Heinrich Ursprung. Neben der Stiftung Empiris werden auch die gemeinnützigen Stiftungen Accentus (www.accentus.ch) und Symphasis (www.sympasis.ch) von der Credit Suisse unterstützt.

Formel 1

«Wir haben den Rückstand halbiert»

Interview: Andreas Thomann

Von acht auf fünf: Das neu formierte BMW Sauber F1 Team ist der Aufsteiger der vergangenen Formel-1-Saison. Motorsportchef Mario Theissen erklärt, wie es zu diesem Sprung gekommen ist.

Bulletin: Gratulation zum fünften Rang in der Teamwertung. Hätten Sie Anfang Saison damit gerechnet?

Mario Theissen: Wir habens natürlich gehofft. Unser Saisonziel war der sechste Platz. Doch im Saisonverlauf haben wir erkannt, dass noch mehr drinliegt. Mit diesem fünften Rang haben wir von allen Teams den grössten Sprung nach vorne gemacht, worauf ich besonders stolz bin.

Liegt das Geheimnis in den grösseren Ressourcen?

Tatsächlich fiel es dem vormaligen Team von Sauber Petronas schwer, mit seinen begrenzten Ressourcen das Entwicklungstempo der andern Teams mitzugehen. Mehr Mittel allein garantieren aber noch keinen Erfolg. Hinter unserem Steigerungslauf steckt ein ganzes Spektrum von Massnahmen, die wir seit dem Sommer 2005 auf Kiel gelegt haben – vom Aufbau eines separaten Testteams bis hin zur Umstellung des Windkanals auf einen 24-Stunden-Betrieb mit drei Schichten.

Im Moment klappt in Hinwil ein Bauloch. Wie viele Leute werden dereinst in der vergrösserten Fabrik arbeiten?

Bis Ende 2007 werden es 430 Mitarbeitende sein gegenüber den 275, die vor dem Einstieg von BMW bei Sauber hier arbeiteten. Wir liegen derzeit bei knapp 400, sind also schon sehr weit vorangekommen.

Zusammen mit den 300 Mitarbeitern in München kommt man auf eine stattliche Zahl ...

Ja, doch in der Formel 1 bewegen wir uns damit nur im Mittelfeld. Es ist auch gar nicht unser Ziel, das grösste Formel-1-Team zu werden. Ich glaube, mit der Effizienz, die man bei Sauber stets vorgelebt hat, werden wir dennoch in der Lage sein, zu den grossen Teams vorzustossen.

Wie gross ist derzeit der Abstand?

Das war in diesem Jahr unterschiedlich, je nach Strecke. In Monza beispielsweise fuhren wir bereits komplett auf Augenhöhe mit den Topteams. Insgesamt wurde der Rückstand auf die Spitze gegenüber dem Vorjahr in etwa halbiert.

Haben Sie die richtigen Fahrer, um die verbleibende Lücke zu schliessen?

Davon bin ich überzeugt. Mit Nick Heidfeld als dem erfahrenen Mann im Team und den beiden Nachwuchsfahrern Robert Kubica und Sebastian Vettel haben wir für die Zukunft ein ganz starkes Trio.

Mit dem Wechsel von Jacques

Villeneuve zu Robert Kubica haben Sie sich nicht überall Sympathien geholt.

Würden Sie wieder gleich handeln?

Ja, ganz klar. Wie hatte doch schon Niki Lauda treffend formuliert: «Der Teamchef ist nicht dazu da, den Friedensnobelpreis zu holen, sondern Rennen zu gewinnen.»



BMW-Motorsportchef Mario Theissen (links) hält grosse Stücke auf Robert Kubica. Zu Recht: Schon in seinem dritten Grand Prix fuhr der 22-jährige Pole aufs Podest.

Seit seinem fulminanten Einstand wird Robert Kubica bereits als künftiger Champion gehandelt. Zu Recht?

Ich halte nicht viel von voreiligen Prognosen. Die Anlagen dazu hat er auf jeden Fall. Ich stelle bei ihm eine aussergewöhnliche Fokussierung auf seine Rolle als Rennfahrer fest. Und deswegen ist mir um ihn überhaupt nicht bange.

Täuscht der Eindruck oder hat auch Nick Heidfeld mit dem jungen Polen im Nacken einen Zucken zugelegt?

Mit Kubicas Einstieg ins Renncockpit ist durchs ganze Team ein Ruck gegangen, Nick Heidfeld eingeschlossen. Nick fuhr insbesondere in den letzten Grand Prix auf einem sehr hohen Niveau.

Zeitweise gab es aber auch Momente von erbitterter Konkurrenz.

Absolut. Die Formel 1 ist ein knallharter Wettbewerb zwischen den elf besten Teams und den 22 besten Fahrern der Welt. Davon werden auch unsere beiden Fahrer nicht verschont. Diese Konkurrenz ist gesund, denn sie führt zu guten Leistungen.

Wann wird man den ersten Sieg Ihres Teams bejubeln können?

In unserem Fahrplan ist das für 2008 vorgesehen.

Eine Katastrophe, falls es schon früher passieren sollte?

Ich glaube, wir würden es verkraften. <

Credit Suisse Agenda 5/06**Kunst****9. Februar 2007 – 13. Mai 2007, Zürich****Retrospektive Rodin****Kunsthaus****Musik****19. Januar 2007, Zürich****Berlioz, Schostakowitsch****Dirigent Mikko Frank****Violine Sarah Chang****Tonhalle****24./25. Februar 2007, Zürich****Viva Don Carlos****(mit Spezialprogramm für Kinder)****Opernhaus****1. März 2007, Zürich****Bruckner****Dirigent Bernhard Haitink****Tonhalle****9. März 2007, Zürich****Bartók****Dirigent David Zinman****Piano András Schiff****Tonhalle****Reiten****25.–28. Januar 2007, Zürich****CSI Zürich****Hallenstadion****4./11./18. Februar 2007, St. Moritz****White Turf (100 Jahre Reitverein)****St. Moritzersee****Fussball****7. Februar 2007, Düsseldorf****Deutschland – Schweiz (A)****7. Februar 2007****Frankreich – Schweiz (U21)****Formel 1****18. März 2007, Melbourne****GP von Australien****(Saisonstart)****8. April 2007, Kuala Lumpur****GP von Malaysia****CSI Zürich****White Turf St. Moritz****Pferdezauber**

Mit über einer Million Franken Preisgeld ist der Swiss Life CSI im Zürcher Hallenstadion nach wie vor das höchstdotierte regelmäßig stattfindende Hallenreitturnier der Welt. Kein Wunder, haben sich trotz der Konkurrenz durch zwei andere Weltcup-springen 15 der Top 20 der Weltrangliste angemeldet: der Deutsche Marcus Ehning (Nr. 1) genauso wie der Schwede Rolf-Göran Bengtsson (Nr. 2), die letztjährige CSI-Dominatorin Jessica Kürten (Nr. 3) aus Irland sowie der für Belgien reitende Überraschungsweltmeister Jos Lansink. Auch die besten Schweizer sind am Start: Markus Fuchs, Beat Mändli, Christina Liebherr sowie Niklaus Schurtenberger, der Shootingstar der Reitszene. Ihnen ist bei den insgesamt 15 Prüfungen einiges zuzutrauen. Ein Höhepunkt der viertägigen Veranstaltung steigt mit dem Credit Suisse Grand Prix gleich am Eröffnungsabend vom Donnerstag, 25. Januar 2007. Spektakel bietet – dank Pferdewechsel – auch die Swiss Life Challenge am Samstag. Erstmals findet zudem am CSI Zürich eine gut besetzte Dressurprüfung statt, und für beste Unterhaltung ist der Zauberer Peter Marvey besorgt, der ein Pferd in ein Pony verwandelt. Oder etwa doch nicht? schi

Ticketverlosung unter
www.credit-suisse.com/emagazine

Pferdestärken

Wer wird Nachfolger von Harald Kronseder, dem König des Engadins? Im Jubiläumsjahr «100 Jahre Skijöring» beinhaltete nicht zuletzt das dreiteilige Skijöring-Rennen ausgesprochen viel Dramatik. Im neuerlichen Jubiläumsjahr – diesmal feiern die Pferdesportfreunde «100 Jahre Skirennen auf dem St. Moritzersee» sowie «100 Jahre Renngemeinde St. Moritz» – verdienen die spannenden sportlichen Belange unsere volle Aufmerksamkeit. Allerdings nicht ausschliesslich! Bekanntlich darf bei White Turf auch das gesellschaftliche Erlebnis nicht zu kurz kommen. Die Credit Suisse steht dabei unter Zugzwang. Das Rentierrennen vom letzten Februar ist beim Publikum nach wie vor als unvergessliches Ereignis präsent. Da ist es nicht einfach, etwas Gleichwertiges zu organisieren. Zum Glück ist aber auch BMW Partner von White Turf, das traditionsgemäss an den ersten drei Sonntagen im Februar stattfindet. Gemeinsam entwickelten Credit Suisse und BMW das Geheimprojekt «Pferdestärken». Was es genau beinhaltet, darüber schweigen sich die beiden Hauptponsoren momentan noch aus. Wetten, dass aber den 30000 Zuschauern auf jeden Fall ein würdiges Jubiläumsspektakel geboten wird? schi

Jubiläumsbuchverlosung unter
www.credit-suisse.com/emagazine

Kunsthaus Zürich Retrospektive eines grossen Bildhauers

Auguste Rodin: ein Brückenbauer zwischen Tradition und Moderne

Text: Andreas Schiendorfer

Die Auguste Rodin (1840–1917) gewidmete Retrospektive ist, dank der vorbildlichen Zusammenarbeit dreier Museen, ein Ereignis von unschätzbarem Wert. In der Royal Academy of Arts in London ist sie noch bis zum 1. Januar 2007 zu sehen, anschliessend – unterstützt von der Credit Suisse – im Kunsthause Zürich vom 9. Februar bis zum 13. Mai 2007.

Albrecht Dürer in Zürich. Die bemerkenswerte Sonderausstellung dauert noch bis zum 21. Januar. Wer sie besucht, wird es nicht bereuen, und doch bereits beim Betreten des Kunthauses, unbewusst vielleicht, etwas vermissen: das «Höllentor» von Auguste Rodin.

Seit Jahrzehnten zierte es als Wahrzeichen die Hauptfassade. Das fast sieben Meter hohe und acht Tonnen schwere bronzenen Kunstwerk wurde im Laufe dieses Jahres aufwändig restauriert und durfte nachher als eines der Kernelemente der grossen Rodin-Retrospektive nach London reisen. Immer wieder gibt es auf dem «Höllentor» Neues zu entdecken; der «Denker», Dante Alighieri darstellend, ist nur eine von über hundert Figuren, die sich inhaltlich auf die «Divina Commedia», aber auch auf Baudelaires «Les fleurs du mal» beziehen.

Seine Oberflächen sind wie eine Haut
«Und nichts anderes als eine immer neue Ausgestaltung des Themas von der Berührung lebendiger und bewegter Flächen, ist jene gewaltige «Porte de l'enfer», an der Rodin seit zwanzig Jahren einsam gearbeitet hat und deren Guss nun bevorsteht», schrieb Rainer Maria Rilke, 1905/06 Sekretär Rodins. Er sollte sich irren, das «Höllen-

tor» wurde erst 1926, neun Jahre nach Rodins Tod, erstmals gegossen. Rilke sprach übrigens nicht von den «Oberflächen» der Werke, sondern von ihrer Haut ...

Der vielleicht grösste lebende Bildhauer
«M. Auguste Rodin, der vielleicht grösste lebende Bildhauer», führte William Ernest Henley 1882 im «Magazine of Art» aus, und in einem Brief relativierte er des Künstlers Dankbarkeit: «Das Wenige, was wir getan haben, mussten wir einfach tun. Ich will damit sagen, dass man beim Anblick Ihrer Skulpturen gar nicht anders kann, als in Staunen und Bewunderung auszubrechen. Das ist der grosse Wurf. Wir stehen noch immer tief in Ihrer Schuld.»

Schwierig, dem zu widersprechen. Allein, es einfach so stehenzulassen, wäre eine Verkennung der Lage des genialen Künstlers, der Zeit seines Lebens und auch nachher stets um die wohlverdiente Anerkennung kämpfen musste. «Rodin inconnu» (Louvre, 1962/63), «Rodin Rediscovered» (Washington, 1981/82), lauteten bezeichnenderweise die Titel zweier wichtiger Ausstellungen neueren Datums.

Dreimal wurde dem jungen Auguste die Aufnahme in die Ecole des Beaux-Arts verweigert, sein erstes bedeutendes Werk,

«L'homme au nez cassé» (1864) wurde von der Jury des Pariser Salons abgelehnt. 1881 schuf er seinen «Johannes der Täufer» überlebensgross, weil man ihn verdächtigt hatte, er nehme Abdrücke von den lebenden Modellen. Nun wurden seine Skulpturen gezeigt, allerdings «in der dunkelsten Ecke der dunkelsten Nische».

Immerhin hatte der wenig zuvor erfolgte Staatsauftrag für das «Höllentor» Rodin der grössten materiellen Sorgen entledigt, nachdem er noch als fast 40-Jähriger gezwungen gewesen war, Aufträge von Herstellern dekorativer Plastik anzunehmen.

Rodins Stil – er selbst sprach von der «Kunst der Buckel und Höhlungen» – widersprach dem vorherrschenden idealisierenden Akademismus völlig und war daher nicht mehrheitsfähig. Nicht die vordergründige Pose interessierte ihn, vielmehr spürte er der Seele nach und schuf dadurch Plastiken, die – heute – wie aus unserer Mitte wirken. Und nicht, dass er der Hässlichkeit gehuldigt hätte, aber mitunter nahm er sie um der Redlichkeit willen gerne in Kauf.

Der Erfinder des Non-Finito

Rodin verlor zwar die Tradition nicht aus den Augen, reiste 1875/76 sogar nach Rom und Florenz, um die «Geheimnisse Michelangelo zu entdecken»; aber er versuchte sich in neuen Darstellungsformen und entdeckte das «Torsomotiv» als bewusstes Stilmittel. Damit schlug er die Brücke zwischen dem Gestern und dem Morgen und prägte viele der nachfolgenden Künstler. Gleich-



Le Penseur (Der Denker)
Detail aus dem Höllentor, 1880–1917
Bronze
Kunsthaus Zürich



Le Baiser (Der Kuss), um 1881–1882
Gips, 86 x 51,5 x 55,5 cm
Musée Rodin, Paris/Meudon



Buste de Victor Hugo, 1911
Bronze, 92 x 60 x 54 cm
Manchester, Art Gallery

Die Zürcher Kunstgesellschaft und die Zürcher Kunst

Im Jahre 1787 begann in Zürich eine erlauchte Künstlergesellschaft, sich regelmässig zu treffen und nach und nach eine Sammlung anzulegen. 1853 erfolgte mit der Gründung der Zürcher Kunstgesellschaft die Öffnung für ein breites Publikum. Heute umfasst die seit 2002 von Walter B. Kielholz präsidierte Gesellschaft über 20 000 Mitglieder, die mit ihrem Jahresbeitrag einen substanzuellen Beitrag an die Kosten des Kunsthause beisteuern. Gleichzeitig arbeitet die Gesellschaft im Projekt «Kunsthaus-Erweiterung» mit, welches das erfolgreiche Sanierungsprojekt 2001–2005 abgelöst hat. Das Kunsthau Zürich verfügt über eine ständige Sammlung internationalen Formats und führt im Jahr 2007 zusätzlich folgende Sonderausstellungen durch: Thomas Müllenbach – Graphit (2.2.–22.4.), Rodin (9.2.–13.5.), Erik van Lieshout (13.4.–17.6.), Nicolaes Berchem (27.4.–19.8.), Alberto Giacometti (16.5.–26.8.), Peter Fischli/David Weiss (8.6.–9.9), Video Lounge (7.9.–18.11.), Félix Vallotton (5.10.–13.1.2008), Honoré Daumier (7.12.–24.2.2008). Mehr Informationen unter www.kunsthaus.ch

zeitig provozierte es unverständiges Kopfschütteln und offene Ablehnung.

In der Fremde galt der Prophet zunächst mehr, in Zürich und London fand er viele Sammler und Bewunderer. Henley war kein Einzelfall, auch der Bankier Ionides, der Schriftsteller Stevenson schätzten ihn. Dann aber, unerwartet, 1886 die Ablehnung seiner «Idylle» durch die Royal Academy...

Nun jedoch erinnert man sich, ange-sichts der gelungenen Zusammenarbeit des Kunsthause Zürich, der Royal Academy of Arts, London, und des Musée Rodin, Paris, noch einmal an Henley: «Ich lebe nur, um Ihnen zu huldigen.» Übertrieben? Ehrlich gesagt, ein ganz klein wenig schon. <

Credit Suisse Award For Best Teaching

Hochschulförderung: Auszeichnungen für die besten Lehrkräfte

Text: Dominik Pfoster

Die Förderung der Qualität von Lehre und Ausbildung an den Hochschulen in der Schweiz ist ein zentrales Anliegen der Jubiläumsstiftung der Credit Suisse. Deshalb lancierte sie im Jubiläumsjahr den Credit Suisse Award For Best Teaching. Sechs Auszeichnungen sind bereits erfolgt.

«Mit der Lancierung des Credit Suisse Award For Best Teaching möchten wir in direkter Zusammenarbeit mit den Universitäten und Fachhochschulen die Qualität der Ausbildung auf der Tertiärstufe fördern und uns damit für den Wissens- und Forschungsplatz Schweiz stark machen», sagt Hans-Ulrich Doerig, Mitglied des Stiftungsrats der Jubiläumsstiftung der Credit Suisse, und fährt fort: «Die heutige vielfach unbefriedigende Lehrsituation wird sich in der Folge der umfassenden Umsetzung der Bologna-Reform mit erhöhten Qualitätsansprüchen noch akzentuieren. Nur die Verstärkung der Lehre führt Studierende zur Weltspitze und hiesige Absolventen zu einem Niveau über dem internationalen Durchschnitt.»

Angesichts dieser bildungs- und gesellschaftspolitischen Herausforderung hat die Jubiläumsstiftung 2006 die Initiative ergriffen: Mit dem Credit Suisse Award For Best Teaching gibt sie Universitäten und Hochschulen die Möglichkeit, alljährlich ihre besten Lehrkräfte mit einem grosszügig dotierten Preis auszuzeichnen. Damit sollen Lehrerinnen und Lehrer gewürdigt werden, die in besonderer Weise die Ausbildung der Studierenden fördern und unterstützen. Während die Jubiläumsstiftung die Preissumme stiftet, liegen Auswahlverfahren und

Nomination allein in der Verantwortung der Hochschulen.

Erste Preisverleihung in St. Gallen

Kerstin Odendahl, Professorin für Völker- und Europarecht und erste Preisträgerin an der Universität St. Gallen, erzählt: «Die Verleihung des Credit Suisse Award For Best Teaching ist für mich etwas ganz Besonderes. Eine hervorragende Lehre und ein aussergewöhnliches Engagement für die Studierenden sind mir ein besonderes Anliegen. Umso mehr hat es mich bewegt und gefreut, dass die Studierenden dieses Engagement offenbar erkennen und würdigen. Dass die Jubiläumsstiftung der Credit Suisse einen ihrer Akzente auf die Verbesserung und Förderung herausragender Lehre setzt, ist ein grossartiges Zeichen für die Universitätslandschaft.»

An den verschiedenen Hochschulen waren bereits unterschiedliche Bestrebungen zur Stärkung der Lehre und Didaktik im Gang. Mit dem neuen Preis erhalten diese Aktivitäten einen entscheidenden Schub und auch ein neues Gewicht. So bekraftigt Giorgio Margaritondo, Vizepräsident für Akademische Angelegenheiten der Eidgenössischen Technischen Hochschule Lausanne, denn auch, «dass dieser Vor-



Preisübergabe an Kerstin Odendahl durch Andreas Hellmann, Präsident der St.Galler Studentenschaft, und Joseph Jung, Geschäftsführer der Jubiläumsstiftung der Credit Suisse.

stoss der Jubiläumsstiftung genau in Richtung einer unserer Prioritäten geht, nämlich die Lehre als eine der Hauptaufgaben unserer Schule zu stärken». <

Die bisherigen Preisträger

- Universität St. Gallen
 - Prof. Dr. Kerstin Odendahl**
Völker- und Europarecht
 - Universität Luzern
 - Prof. Dr. Jürg-Beat Ackermann**
Strafrecht und Strafprozessrecht
 - Eidg. Technische Hochschule Zürich
 - Prof. Dr. Michael Struwe**
Mathematik
 - Universität Neuenburg
 - Prof. Dr. Laure Chappuis Sandoz**
Langue et littérature latines et Tradition classique
 - Universität Basel
 - Prof. Dr. Thomas Vetter**
Informatik
 - Universität Bern
 - Prof. Dr. Reinhard Jung**
Wirtschaftsinformatik
- Weitere Informationen unter www.credit-suisse.com/foundation.

Vergabungen Neue Arbeitsplätze schaffen

Engagierter Kampf der Jugendarbeitslosigkeit

Text: Andreas Schiendorfer

«Die Jugend ist unsere Hoffnung, ist unsere Zukunft» – heisst es. Und doch finden viele Jugendliche keine Lehr- oder Arbeitsstelle. Ein anderes Problem unserer Gesellschaft ist die Langzeitarbeitslosigkeit.

Lernende sind in der Regel nicht einfach billige Arbeitskräfte, sondern kosten den Lehrbetrieb Geld und Zeit. Die Schaffung neuer Lehrstellen entspricht daher nicht unbedingt dem kurzfristigen Interesse des einzelnen Betriebes, sondern stellt bis zu einem gewissen Grade einen Akt der Solidarität dar: gegenüber dem eigenen Berufsstand, der auf gut ausgebildeten Nachwuchs angewiesen ist, gegenüber der Gesellschaft, welche die vielfältigen negativen Auswirkungen einer hohen Jugendarbeitslosigkeit zu tragen hat.

Unterstützung für Speranza

Diese Solidarität unter den Unternehmern fördern möchte der Verein Speranza 2000. «Speranza-Unternehmer motivieren andere Unternehmer innerhalb ihres Netzwerks, soziale Verantwortung für die Jugend zu übernehmen und neue Arbeitsplätze im niederschwelligen Bereich zu schaffen», erklärt Vereinspräsident Otto Ineichen, Unternehmer und freisinniger Nationalrat. «Durch den Einbezug der Kantone wird sichergestellt, dass Unternehmen, die ausbilden wollen, effizient zu ihrer Bewilligung und die Lernenden zu einer qualitativ hoch stehenden Ausbildung kommen.» Das Projekt, vom dem bislang rund 2000 Jugendliche mit schulischen Lerndefiziten profi-

tieren, wird finanziell von der Wirtschaft und der öffentlichen Hand getragen. Die Credit Suisse – mit jährlich rund 600 KV- oder Informatik-Lehrstellen sowie 350 Stellen für Maturanden und Hochschulabsolventen selber eine wichtige Ausbildnerin – unterstützt «Speranza 2000» mit einem substanzialen Beitrag, ebenso wie dies die gemeinnützige Stiftung Symphasis (Fonds Mensch und Arbeit) tut.

Initiativen wie «Speranza 2000» haben zusammen mit der verbesserten Konjunktur dazu beigetragen, dass im zweiten Quartal 2006 in der Schweiz eine Rekordbeschäftigung vermeldet werden konnte. Innerhalb eines Jahres wurden 77000 neue Stellen geschaffen, wovon vor allem ältere Frauen und Jugendliche profitierten. Auch wenn für 2007 mit einer weiteren Zunahme der Beschäftigung um 1,1 Prozent gerechnet werden darf, besteht nach wie vor kein Grund, bei den Sonderanstrengungen für Jugendliche nachzulassen.

Ein sinnvolles Projekt der Caritas im Raum Zürich-Winterthur heisst «incluso». Berufserfahrene, gut vernetzte Mentoren und Mentorinnen begleiten dabei junge Frauen und Männer ausländischer Herkunft während des letzten Schuljahres auf der Suche nach einer Lehrstelle und stehen ihnen mit Rat und Tat zur Seite. In kurzer



Die Jugendlichen – hier ein gestelltes Foto – sind es wert, dass wir uns für sie einsetzen. Ihre Arbeitskraft, ihr soziales Denken sichert den Weiterbestand der Gesellschaft.

Zeit konnten bei der Credit Suisse 15 Mentoren gefunden werden.

Sozialfirmen können Probleme lösen

Zürich-Jobs heisst eine Stiftung der Stadt Zürich, an deren Gründungskapital sich die Credit Suisse ebenfalls mit einem namhaften Betrag beteiligt. Sie unterstützt so genannte Sozialfirmen in der Aufbauphase. Diese verfolgen, wie der Name sagt, neben finanziellen auch soziale Ziele. Insbesondere bieten sie Sozialhilfebezügern – allein in der Stadt Zürich sind dies 21500 Personen, davon 40 Prozent unter 25 Jahren – Stellen an. Die Stadt steuert 50 Prozent des effektiven Bruttolohnes sowie 400 Franken pro Person und Monat bei.

Der Subventionsbeitrag sollte nicht höher sein als die eingesparten Sozialhilfegelder, gleichzeitig werden rund 3000 Sozialhilfeempfänger (wieder) in den Arbeitsprozess integriert. Dabei wird überwacht, dass die Sozialfirmen ihre Produkte und Dienstleistungen zu marktüblichen Konditionen anbieten, also nicht aufgrund ihrer Subventionen den Wettbewerb verzerrn und damit potenziell neue Arbeitslose schaffen. <

Weitere Informationen siehe unter www.speranza 2000.ch, www.caritas-zuerich.ch, www.sozialfirmen.ch



Die Schweiz erlebt den längsten Konjunkturaufschwung der letzten 20 Jahre. Erfreulicherweise ist dieser breit abgestützt: Sowohl der Export wie der Binnenmarkt tragen dazu bei, ebenso die meisten Branchen. Nach wie vor zentral bleiben die Bereiche, in denen die überragende Schweizer Qualität und Präzision wichtiger ist als der Preis. Und damit es so bleibt, ist die Aus- und Weiterbildung zentral.

Nachhaltiger und breit abgestützter Schweizer Wirtschaftsaufschwung

In den letzten Wochen und Monaten nahmen die positiven Meldungen über die Schweizer Wirtschaft eindeutig zu. Im zu Ende gehenden Jahr beträgt das Wachstum 2,8 Prozent. Die temporäre Verlangsamung der Weltwirtschaft wird laut Alois Bischofberger, Chefökonom der Credit Suisse, dieses positive Bild nicht trüben.

Text: Andreas Schiendorfer und Mandana Razavi

Bulletin: Bei der Umfrage des World Economic Forum (WEF) kürten 11000 Manager die Schweiz zum wettbewerbsfähigsten Land der Welt. Herr Bischofberger, können Sie dies bestätigen?

Alois Bischofberger: Die Schweiz hat in den letzten Jahren einen Teil ihrer Hausaufgaben erledigt und ist als Wirtschaftsstandort attraktiver geworden. Hinsichtlich Ausbildung wurde einiges unternommen. Der Wettbewerb im Binnenmarkt hat sich verstärkt, und vor allem profitiert der Schweizer Arbeitsmarkt von einer Neuorientierung unserer Ausländerpolitik. Wir holen vermehrt ausländische Spezialisten und Fachkräfte ins Land. Das wirkt sich positiv auf das Wachstumspotenzial aus. Es besteht aber kein Grund, sich selbstgefällig zurückzulehnen. So müssen wir weiterhin Anstrengungen unternehmen, um den Staatshaushalt endgültig und dauerhaft zu sanieren. Es gibt im Binnenmarkt immer noch zu viele Hürden, und auch in der Bildungspolitik sind längst nicht alle Postulate erfüllt. Gerade in der Bildung müssen wir uns weiterhin um Exzellenz bemühen, um wettbewerbsfähig zu bleiben.

Und wie sieht die Entwicklung in konkreten Zahlen aus?

Der Konjunkturauftrieb hat sich in der Schweiz im laufenden Jahr weiter verstärkt. 2006 wächst das reale Bruttoinlandprodukt (BIP) um 2,8 Prozent und übertrifft damit das Vorjahresergebnis von 1,9 Prozent deutlich. Seit 1980 haben wir erst einmal eine länger andauernde Konjunkturbelebung erlebt als gegenwärtig.

Hält das Wachstum auch 2007 an?

Wir gehen davon aus, dass sich das Wirtschaftswachstum im kommenden Jahr wieder auf die 2-Prozent-Schwelle zubewegen und im Jahresdurchschnitt 2,2 Prozent betragen wird. Damit kann für die Vierjahresperiode 2004 bis 2007 ein durchschnittliches Wachstum von 2,3 Prozent pro Jahr erzielt werden. Dies ist eine spürbare Verbesserung gegenüber der vorangegangenen Vierjahresperiode, in der das mittlere Wachstum trotz des Internet-Boomjahrs 2000 nur gerade 1,2 Prozent betrug.

Triebfeder des Schweizer Wachstums ist seit eh und je der Export ...

Bis weit ins vergangene Jahr hinein gingen die Wachstumsimpulse zum grössten Teil von der Auslandsnachfrage aus. Seit dem dritten Quartal 2005 stellen wir nun aber vermehrt auch binnennirtschaftliche Auftriebskräfte fest. Dies ist umso erfreulicher, als wir im ersten Halbjahr 2007 mit einer Abschwächung des globalen Wachstums rechnen müssen. Allerdings sollte man die abnehmende weltwirtschaftliche Dynamik nicht negativ bewerten. Vielmehr handelt es sich um eine wünschenswerte temporäre Abkühlung in einer längeren Expansionsphase. Ausgangspunkt dieser temporären Wachstumsverlangsamung sind die USA, aber auch die strafferen monetären Rahmenbedingungen in China.

Die USA kränkeln. Wie wirkt sich dies auf den Schweizer Export aus?

Für die Schweiz sind die USA nach Deutschland der zweitwichtigste Markt, in den rund zehn Prozent des Exports gehen. Die Haupt-

sorge vieler Marktbeobachter gilt dem schwächeren US-Häusermarkt. Die starke Abkühlung ist eine Tatsache; sie darf aber nicht dramatisiert werden. Zwar werden die Preise am amerikanischen Immobilienmarkt weniger stark steigen, aber auch nicht generell einbrechen. Bei nachgebliebenen Energiepreisen und intakten Einkommensperspektiven aufgrund eines soliden Arbeitsmarkts sollte die Wachstumsverlangsamung beim privaten Konsum in den USA moderat ausfallen.

Die Europäische Union im Allgemeinen und Deutschland im Speziellen bleiben für die Schweiz der wichtigste Absatzmarkt. Wie beurteilen Sie hier die Situation?

Die Schweizer Konjunktur besass 2005 einen grossen Vorsprung gegenüber dem Durchschnitt der Europäischen Währungsunion (EWU). Im laufenden Jahr ist dieser spürbar kleiner geworden. Das Wachstum des realen Bruttoinlandprodukts in der Eurozone, wohin mehr als die Hälfte des Schweizer Exports geht, wird dieses Jahr rund 2,5 Prozent betragen. Nach einem wirtschaftlich dynamischen Sommer setzt nun aber auch in der Eurozone eine moderate Abkühlung ein. Weil jedoch die Wirtschaft grundsätzlich robust bleibt und von einem soliden Wachstum der Binnennachfrage profitiert, wird das BIP der EWU nächstes Jahr dennoch um gut zwei Prozent zunehmen. Aufgrund dieser Entwicklung lässt sich im Außenhandel eine zunehmende Kaufbereitschaft europäischer Länder feststellen. Die Schweizer Exporte profitieren auch >



Alois Bischofberger, Chefökonom der Credit Suisse Group, kann sich in seinem traditionellen Ausblick auf die Schweizer Wirtschaft optimistischer als in früheren Jahren äussern. Er bestätigt, dass die Schweiz erhebliche Anstrengungen unternommen hat, um ihre Wettbewerbsfähigkeit zu erhöhen. Gleichzeitig warnt er davor, sich auf den Lorbeeren ausruhen zu wollen. Im Binnenmarkt gibt es nach wie vor zu viele Hürden, und auch in der Bildung muss sich die rohstoffarme Schweiz weiterhin intensiv um Exzellenz bemühen. Erfreulich ist, dass Bischofberger mit einem Rückgang der Arbeitslosigkeit auf unter drei Prozent rechnet.

davon, dass der Franken seit Ende 2004 gegenüber dem Euro rund drei Prozent an Wert verloren hat. Die Erhöhung der Mehrwertsteuer und andere fiskalpolitische Massnahmen werden jedoch 2007 auch in Deutschland, dem mit Abstand wichtigsten Schweizer Exportmarkt, zu einer Verlangsamung des Wachstums führen.

Und die anderen Nachbarländer?

Frankreich und Italien sind für den Schweizer Export ebenfalls von Bedeutung, und auch hier wirft das kommende Jahr gewisse Fragezeichen auf. Im Mai wählen die Franzosen ihren Präsidenten für die nächsten fünf Jahre. Dieses wichtige politische Ereignis wird Frankreich und ganz Europa stark beschäftigen. Die konkreten konjunkturellen Auswirkungen sind allerdings schwierig abzuschätzen. In Italien wiederum müssen mittels einer restriktiven Fiskalpolitik das hohe Budgetdefizit und die wachsende Staatsverschuldung angepackt werden. Dies wirkt sich sicher nicht stimulierend auf die Wirtschaft aus.

Im Zusammenhang mit dem Schweizer Export ist immer wieder von den Emerging Markets die Rede. Wenn wir uns die Exportzahlen anschauen, wird deren Bedeutung allerdings überschätzt.

Das Wirtschaftswachstum in vielen dieser Länder ist überaus kräftig. Dies widerspiegelt sich auch in den Schweizer Exportzahlen. In Asien realisiert unsere Exportwirtschaft hohe Zuwachsrate, allerdings von einem niedrigen Ausgangsniveau aus. Zahlreiche Schweizer Unternehmen haben in China und anderen aufstrebenden Volkswirtschaften Direktinvestitionen vorgenommen, um den riesigen chinesischen Markt zu bearbeiten.

Die frühzeitige Positionierung wird sich auszahlen.

Ein generelles Fazit aus der Sicht der Exportwirtschaft?

Die realen Exporte von Gütern und Dienstleistungen nehmen in diesem Jahr um 7,8 Prozent zu, im Jahr 2007 dürfte das Wachstum immerhin noch 3,5 Prozent betragen. Es ist nicht nur in regionaler, sondern – sieht man von der Textilindustrie ab – auch in branchenmässiger Hinsicht breit abgestützt. Im Gegenzug haben als Folge des erstarrenden Schweizer Binnenmarkts auch die Importe zugenommen. Das Importwachstum beträgt 2006 erfreuliche 7,7 Prozent, wird jedoch 2007 voraussichtlich wieder auf 2,9 Prozent zurückgehen. Der Beitrag des Außenhandels zum Wirtschaftswachstum wird in beiden Jahren positiv sein.

Trotzdem bereitet Ihnen die Entwicklung des Binnenmarkts Schweiz Freude. Die Konsumstimmung in der Schweiz jedenfalls hat sich verbessert, oder?

Seit gut einem Jahr entwickelt sich der Binnenmarkt erfreulich. Dies trifft insbesondere auf die Ausrüstungsindustrie und den privaten Konsum zu – die wichtigste Komponente des BIP. Die Konsumentenstimmung hat sich spürbar verbessert. Dies hängt mit der sinkenden Arbeitslosigkeit, dem Zuwachs an Beschäftigung und den verbesserten Einkommensperspektiven zusammen.

Nimmt die Beschäftigung tatsächlich zu? Man hört und liest doch immer von der Auslagerung von Arbeitsplätzen in Billiglohnländer!

Wenn wir es richtig anpacken, gehört die Schweiz zweifellos zu den Profiteuren der Globalisierung. Die Verlagerung von Arbeitsplätzen findet jedenfalls in beiden Richtungen statt. Erfreulich viele Unternehmen aus Übersee wählen die Schweiz als Standort ihrer Europazentrale und schaffen damit neue, hochwertige Arbeitsplätze. Dabei spielen verschiedene «weiche Faktoren» eine entscheidende Rolle: Rechtssicherheit, ein leistungsfähiges Bildungssystem, qualitativ hochstehende, zuverlässige Arbeitskräfte, eine sehr gute Infrastruktur, im internationalen Vergleich günstige Steuern und, nicht zu unterschätzen, eine hohe Lebensqualität. Unserer Einschätzung nach wird die Beschäftigung 2007 um 1,1 Prozent zunehmen. Gleichzeitig geht die Arbeitslosigkeit weiter zurück. Von 3,8 Prozent (2005) über 3,3 Prozent (2006) auf 2,9 Prozent im Jahresdurchschnitt 2007.

Und die Leute verfügen auch über mehr Geld – und geben es aus.

Das ist so. Wir rechnen – bei einer Teuerung von je 1,1 Prozent in den Jahren 2006 und 2007 – mit einem Anstieg der realen Lohn- und Gehaltsumme um mehr als 2 Prozent. Daraus leiten wir ein Wachstum des realen privaten Konsums um 2,1 Prozent in diesem und 2 Prozent im nächsten Jahr ab. Es besteht ein gewisser Nachholbedarf bei den langlebigen Konsumgütern wie Haushaltseinrichtung und Autos. Da fällt es nicht so stark ins Gewicht, dass der öffentliche Konsum wegen der rückläufigen Entwicklung der Personalausgaben in der öffentlichen Verwaltung sowie der gebotenen fiskalpolitischen Disziplin 2007 mit einem Zuwachs von 1,0 Prozent nur einen unterdurchschnittlichen Wachstumsbeitrag leisten kann.

Bis jetzt gingen wir im Binnenmarkt davon aus, dass die Baubranche der eigentliche Wachstumsmotor sei. Stimmt dies gar nicht?

In den vergangenen vier Jahren entwickelte die Bauwirtschaft im Binnenmarkt tatsächlich eine starke Schubkraft. 2006 ist dies erstmals anders, dürften doch die Bauinvestitionen um 0,7 Prozent zurückgehen. Der seit fünf Jahren stark expandierende Wohnungsbau stagniert, und auch im öffentlichen Tiefbau (z.B. Neat) fallen wichtige Impulse weg. Im Wirtschaftsbau dagegen regen die günstige Investitionskonjunktur sowie einzelne Grossprojekte im Industrie- und Dienstleistungsbereich die Bautätigkeit an. Daher gehen wir für das kommende Jahr von einer Stagnation und nicht von einem

weiteren Rückgang der gesamten Bauinvestitionen aus.

Die Lokomotive ist gegenwärtig die Ausrüstungsindustrie. Wird dies auch 2007 noch der Fall sein?

Wir rechnen mit einer realen Zunahme der Ausrüstungsinvestitionen um 7,3 Prozent (2006) beziehungsweise 4 Prozent (2007). Dies führen wir auf die folgenden vier Faktoren zurück: 1. Die Nominal- und vor allem die Realzinsen sind im langfristigen Vergleich immer noch tief. 2. Das gute Wachstum der Unternehmenserträge erleichtert die Finanzierung. 3. Die Unternehmen beurteilen die mittelfristigen Umsatz- und Gewinnperspektiven positiv. 4. Die Kapazitätsauslastung hat deutlich zugenommen. In der Maschinen-, Elektro- und Metallin-

dustrie beträgt sie fast 90 Prozent. Das bedeutet, dass neben Rationalisierungs- und Erneuerungsinvestitionen vermehrt auch Erweiterungsinvestitionen getätigt werden.

Letzte Frage: Wie beurteilen Sie Ihre eigenen Prognosen? Sind sie eher optimistisch oder eher zurückhaltend?

Wir sind für das kommende Jahr optimistisch. Die Zuversicht der Konsumenten steigt, und in der Industrie herrscht Aufbruchsstimmung. Selbstverständlich dürfen wir aber die Risiken nicht übersehen. Sie würden vom Ausland ausgehen und bestehen unter anderem in einem unerwartet starken Anstieg der Ölpreise, der Inflation und der Zinsen, einem Dollareinbruch und weltpolitischen Turbulenzen. <

Branchentrends 2007: Die Konjunkturdynamik ist breit abgestützt

Umsatz 2007

Bekleidungsindustrie	↗
Chemie/Pharma	↗
Elektronik	↗
Elektrotechnik	↗
Gesundheits- und Sozialwesen	↗
Grosshandel	↗
Präzisionsinstrumente/Uhren	↗
Unternehmensdienstleistungen	↗
Autogewerbe	→
Detailhandel	→
Druck und Verlag	→
Energieversorgung	→
Gastgewerbe	→
Holzindustrie	→
Kunststoffindustrie	→
Maschinenbau	→
Metallerzeugnisse	→
Metallerzeugung	→
Herstellung von Mineralprodukten	→
Nahrungsmittelindustrie	→
Papierindustrie	→
Baugewerbe	↘
Textilindustrie	↘

Realer Umsatz steigend ↗

Realer Umsatz stagnierend →

Realer Umsatz sinkend ↘

Branchenüberblick

Das Wachstum des realen Bruttoinlandprodukts wird 2007 mit 2,2 Prozent etwas weniger dynamisch ausfallen als 2006. Weiterhin mit steigenden Umsätzen können Branchen wie die Pharmaindustrie oder das Gesundheitswesen rechnen. Anderseits macht sich der abnehmende Boom in der Bauwirtschaft mit sinkenden Umsätzen bemerkbar.

Chemie/Pharma als Wachstumstreiber

Vom guten wirtschaftlichen Umfeld werden besonders die chemische Industrie und der Pharmabereich weiter profitieren. In den ersten neun Monaten 2006 stieg die Auslandsnachfrage real um über vier Prozent an. Neben den Roh- und Grundstoffen hat namentlich der Bereich Pharmazeutika zu diesem Anstieg beigetragen. Diese überdurchschnittliche Entwicklung dürfte sich in den kommenden Monaten trotz einer leichten Beruhigung der Nachfrage fortsetzen.

Metall- und Maschinenindustrie mit intakter Nachfrage

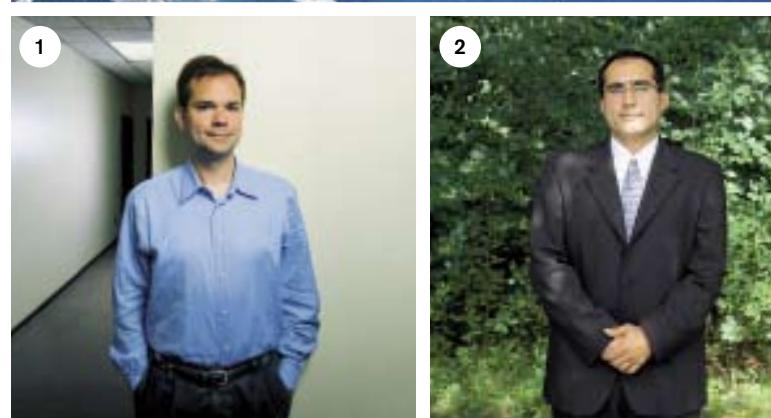
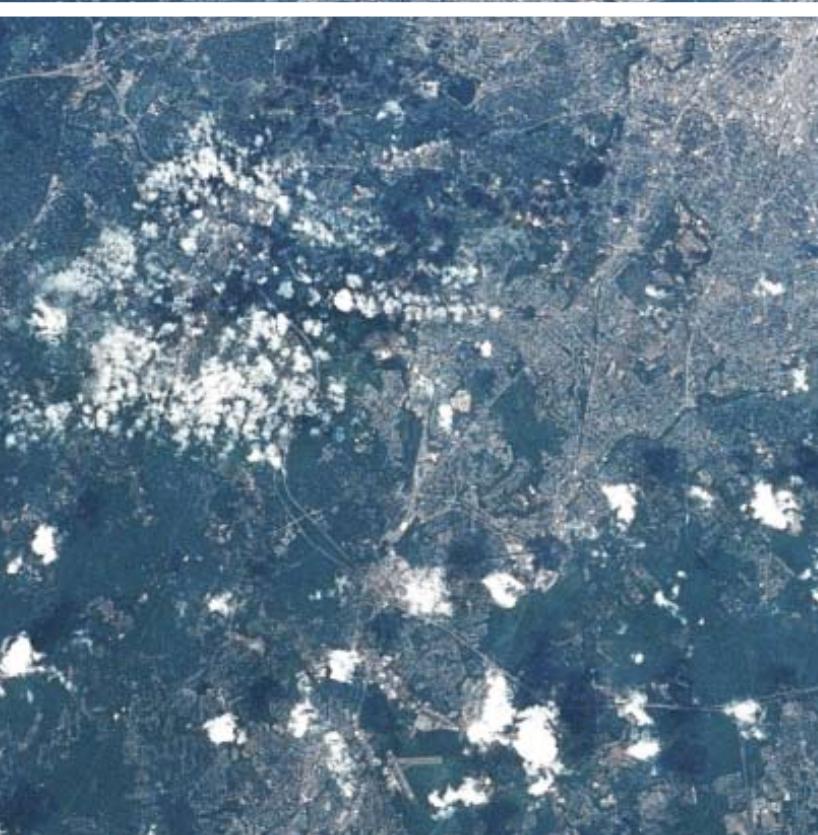
Die Produktionskapazitäten der Unternehmen werden zunehmend ausgelastet, was für ein weiterhin gutes Investitionsklima sorgen wird. Der abflachende Boom in der Bauwirtschaft wird aber zu weniger Impulsen für die Metallindustrie führen. Die Daten der Oberzolldirektion für das dritte Quartal 2006 zeigen eine weiterhin rege Außenhandelstätigkeit.

Elektronik und Elektrotechnik über dem Durchschnitt

Die gute Konjunktur und die damit verbundene höhere Investitionstätigkeit im In- und Ausland werden 2007 weiter für insgesamt überdurchschnittlich steigende Umsätze sorgen. Trotz diesem Wachstum ist die Branche von einem hohen Wettbewerbs- und Preisdruck geprägt.

Präzisionsinstrumente mit Boom

Die Hersteller von Präzisionsinstrumenten profitieren momentan stark von der guten Konjunkturlage und höherer Investitionstätigkeit. Dies ist vor allem auf die Auslandsnachfrage zurückzuführen. Weiter positiv wirkt sich für viele Schweizer (Luxus-)Uhrenhersteller aus, dass sie in wichtigen Märkten Asiens oder Lateinamerikas vertreten sind. Insgesamt bleiben die Chancen für die Medizinaltechnik infolge des weltweit stark wachsenden Gesundheitsmarktes intakt. ar



1 Greg Schmergel, Mitbegründer, Präsident und CEO, Nantero: «Nantero spezialisiert sich auf Carbon-Nanotube-Elektronik und ist heute in der Entwicklung eines universellen Speichermediums führend.»

2 Nader M. Kalkhoran, Vice President R&D, Spire Corporation: «Dank unserer modernen Technologieplattform bietet Spire Kunden aus Energiewirtschaft, Gesundheitswesen, Verteidigung und Telekommunikation innovative Lösungen und damit einen echten Wettbewerbsvorteil.»

3 Stephen D. Schultz, Director Corporate Communications, Acusphere: «Wir haben ein Verfahren entwickelt, wie medizinische Wirkstoffe in Nanopartikeln verpackt zu schadhaften Zellen geführt werden können – ohne dabei andere Organe zu belasten.»

4 Paul J. Mraz, Vorsitzender und CEO, Angstrom Medica: «Wir entwickeln mithilfe der Nanotechnologie «synthetische Knochen» und medizinische Instrumente, welche die Eigenschaften menschlicher Knochen nachahmen.»

In Boston kommt Kleines gross heraus

Wenig klingt bei Investoren derzeit verheissungsvoller als **Nanotechnologie**. Wissenschaftler wie Unternehmer hoffen, damit Krebs heilen, Energie gewinnen oder blitzschnelle Computer bauen zu können. Die weltweit bedeutendste Ballung solcher Aktivitäten gibt es in Boston. Hier hat man Grosses vor mit den kleinen Teilchen.

Text: Peter Hossli

Fotos: Image courtesy of Earth Sciences and Image Analysis Laboratory, NASA Johnson Space Center | Johannes Kroemer

Kurz bleiben die Schuhe am Boden haften. Dann reisst eine kräftige Klebematte jeglichen Schmutz von den Sohlen. Nur wer sauber ist, darf das fensterlose Laboratorium der Firma Nantero betreten. Wissenschaftler tragen staubsichere weisse Overalls mitsamt Haarnetzen. Hinter dickem Glas entwickeln sie in Woburn ausserhalb von Boston die nächste Generation von Halbleitern – aus so genannten Kohlenstoffnanoröhren konstruieren sie NRAM, Nonvolatile Random Access Memory. Das sind Chips, die dereinst sämtliche Speicherarten ersetzen sollen. Ihr Baustoff ist Kohlenstoff, der auf molekularer Ebene verändert worden ist und dadurch neuartige Eigenschaften erhalten hat. Das Potenzial von NRAM ist enorm. Im Nu springen von derartigen Chips gesteuerte Geräte an. Sie benötigen weniger Strom und halten länger als herkömmliche Halbleiter. Deren Leistung übertrifft jene von Silizium-Chips bei weitem und ihre Herstellung ist günstiger.

NRAM existiert. Stolz reicht der jugendlich wirkende CEO und Mitbegründer von Nantero, Greg Schmergel, einen schwarzen goldenen Halbleiter aus Kohlenstoff herum.

«Nächstes Jahr gelangt ein erstes NRAM-Produkt auf den Markt», so Schmergel. Das NRAM-Patent gehört Nantero. Zusätzlich hat die Firma über 80 weitere Patente eingereicht. Bisher hat sie 34 Millionen Dollar an Risikokapital erhalten. Geld, das hauptsächlich in die Entwicklung der Nano-Chips fliesst. Nantero plant nämlich keine Massenproduktion. Die Firma hofft, die Technologie an etablierte Hersteller zu lizenziieren.

Nantero ist eines von über hundert Unternehmen, die in und um Boston auf Nanotechnologie setzen. Die Firma veranschaulicht das für die Region typische Wechselspiel zwischen wissenschaftlicher Innovation und risikofreudiger Finanzierung. Viele der lokalen Nanofirmen sind jung und dementsprechend kleine Startups. Hinzu kommen etablierte Unternehmen, die sich gezielt der Schlüsseltechnik des 21. Jahrhunderts öffnen wollen – und in die winzigsten Gefilde von Materie vorstossen.

«nano» ist das griechische Wort für Zwerg. Doch zuweilen witzeln Forscher, «nano» stehe für «wir wollen staatliche Forschungsgelder». Tatsächlich wird das Präfix nicht selten falsch verwendet – von Institutionen und Firmen,

die sich Staatszuschüsse erhoffen. Dabei lässt sich die Nanotechnologie klar umschreiben. Ein Nanometer entspricht einem Milliardstel Meter. Von Nanotechnologie ist dann die Rede, sobald im Bereich unter 100 Nanometern etwas fabriziert, modelliert, beobachtet oder verändert wird. Zum Vergleich: Ein rotes Blutkörperchen umfasst rund 7000 Nanometer. Puristen sprechen jedoch nur dann von Nanotechnologie, wenn bei einem Material auf der Ebene der Atome oder der Moleküle Veränderungen vorgenommen werden und sich dadurch bei Materialien neue Eigenschaften bilden.

Ein Klima grosser Risikobereitschaft

«Es ist höchste Zeit, sich mit Nanotechnologie intensiv zu befassen», ist Arthur Vayloyan überzeugt. Der Head of Investment Services and Products beim Private Banking der Credit Suisse lud unlängst eine Gruppe von Interessierten nach Boston. «Nirgendwo sind die wissenschaftlichen Tätigkeiten konzentrierter als in Boston, ist das Klima für Firmengründungen anregender.» Zwar wird auch in Europa und Asien sowie in zahlreichen Entwicklungsländern intensiv >

«Jeden Tag sterben in den USA 3000 Menschen an Herzversagen. Dank Nanotechnologie werden neue Therapieformen entwickelt, die Tausenden das Leben retten werden.»

Mostafa Analoui, Nanotechnologie-Forscher, Pfizer

geforscht. Die USA sind aber weltweit führend, besagt eine Ende September vom National Research Council präsentierte Studie. Hauptgrund sei die breit abgestützte Forschung. Nicht wie anderenorts ausschliesslich der Staat, sondern zusätzlich angesehene Konzerne wie IBM oder Intel sowie Risikokapitalisten tragen die Forschung und die Entwicklung. Das wiederum schafft ein Klima mit enormer Risikobereitschaft.

Über ein Dutzend Universitäten in und um Boston wetteifern um die gescheitesten Köpfe, die in den Bereich zwischen einem und 100 Nanometer vordringen wollen. So beheimatet die Harvard University in Cambridge das nationale Center for Nanoscale Systems und errichtet derzeit ein Haus für die winzige Welt. Und das benachbarte Massachusetts Institute of Technology (MIT) hat Nanotechnologie zum zentralen Forschungsbereich erklärt. Gründeten MIT-Abgänger in den Neunzigerjahren Internetfirmen, versuchen sie nun im Miniaturbereich grosse Gewinne zu erzielen.

Etwa die 2001 aus dem Forschungslaboratorium des MIT hervorgegangene Firma Angstrom Medica in Woburn. Sie ist in der Life Science tätig, dem aussichtsreichsten Bereich der Nanotechnologie. Angstrom-Forscher stellen medizinaltechnische Produkte aus nanotechnologisch veränderten Kalzium-Phosphat-Kristallen her. Es sind synthetische Knochen, die der menschliche Körper besser aufnimmt als bisherige Implantate. Angstrom besitzt das Patent für die «NanOss» genannten Kristalle und hat bisher rund neun Millionen Dollar an Private-Equity-Finanzierung erhalten. Mit Nanotech-

nologie könne er synthetische Gebeine bilden, «mit denen wir die Eigenschaften von menschlichen Knochen nachahmen», erklärt Angstrom-Chef Paul Mraz.

Der prominente MIT-Professor Robert S. Langer ist Mitbegründer von Acusphere, einer börsenkotierten Firma mit 110 Angestellten. Sie hat ein Verfahren entwickelt, wie medizinische Wirkstoffe in Nanopartikeln verpackt zu schadhaften Zellen geführt werden können – ohne dabei andere Organe zu belasten. Zusätzlich entwickelt die Firma Medikamente für Herzkrankheiten, Asthma und Krebs. Die 1993 gegründete und 2003 an die Börse geführte Firma hat einen Marktwert von rund 100 Millionen Dollar. Allerdings ist noch kein nanotechnologisch entwickeltes Medikament auf dem Markt.

Investoren müssen sich gedulden

Solche Medikamente seien im grossen Stil frühestens im Jahr 2015 zu erwarten, prophezeit Mostafa Analoui, ein eloquerter Forscher, der für den amerikanischen Pharmakonzern Pfizer neue Methoden sucht, um Medikamente zu entwickeln. Gegenüber der Delegation der Credit Suisse zeichnete er ein differenzierteres Bild der Nanozukunft: «Obwohl das Potenzial der Nanotechnologie enorm ist, müssen verantwortungsvolle Wissenschaftler übertriebene Hoffnungen dämpfen und die Unterschiede zwischen Science und Fiktion klar kommunizieren.» Die so genannt niedrig hängenden Nano-früchte, also rasch zu erwartende Produkte, seien vor allem in den Bereichen Diagnostik und bei den Zuführungssystemen von Medikamenten zu erwarten. Bereits jetzt sind vier

solcher Zuführungssysteme auf dem Markt. Die Heilung schwerer Gebrechen werde folgen, glaubt Analoui: «Jeden Tag sterben in den USA 3000 Menschen an Herzversagen. Dank Nanotechnologie werden neue Therapieformen entwickelt, die Tausenden das Leben retten werden.»

Vorsicht ist geboten. Noch fehlen Erkenntnisse, welche Wirkungen molekular veränderte Partikel auf den Menschen haben. Vor zwei Jahren publizierte die Swiss Re eine umfassende Studie zu den Risiken von Nanopartikeln – und gab sich «besorgt» über die gesundheitlichen Folgen. «Jede neue Technologie birgt Risiken», entgegnet Pfizer-Forscher Mostafa Analoui. Die wissenschaftliche Gemeinschaft müsse Rahmenbedingungen erstellen, die eine sichere Anwendung garantieren. Vor allem Transparenz vermeide, dass der Nanotechnologie daselbe negative Image zufalle wie der Gen-technologie. «Wir müssen ehrlich sagen, dass uns ein gutes Verständnis der Gefahren bisher fehlt.» Analoui selbst beurteilt die Risiken als «geringfügig».

Reichlich zu reden gab in Boston die Frage nach den Investitionsmöglichkeiten. Einig waren sich die Vertreter von Wirtschaft wie Wissenschaft, dass es noch Jahre dauern würde, bis aus der Grundlagenforschung eine grosse Anzahl einträglicher Produkte hervorkommen wird. In zehn Jahren dürften reine Nanoprodukte einen Umsatz von rund 377 Milliarden Dollar erzielen, schätzt Mostafa Analoui, wobei rund 77 Milliarden auf den grössten Sektor Life Science fallen. Eine rasche Entwicklung sei zudem in der Informationstechnologie möglich. «Die Nanotechnologie wird bei der IT entscheidend sein», sagt der IBM-Forscher Don Eigler, ein Gigant im Feld der kleinen Dinge. Dem braungebrannten Hobby-Surfer war es 1989 gelungen, aus 35 Xenon-Atomen das IBM-Logo zu gestalten. Er erwartet «phänomiale Fortschritte» bei der Rechnerleistung von Computern und erhofft sich eine «radikale Reduzierung» beim Stromverbrauch. Doch auch er warnt vor allzu übertriebenen Hoffnungen. «Noch ist Silizium der IT-Kaiser, es ist schwierig, den Kaiser zu stürzen.» Investoren rät er, bewusst Firmen zu suchen, die ihre Produkte mit bereits existierenden Werkzeugen herstellen können. «Es muss eine Technologie sein, die sich über Jahre weiterentwickelt.» Nur so seien langfristige Gewinne möglich. «Sonst landet man mit der Nanotechnologie dort, wo keiner sein will: im Höllenreich der Gebrauchsgüter.» <

«Ich bin sicher, wir werden ab 2007 interessante Nano-IPOs sehen.»

Nach Jahren der Forschung eröffne die Nanotechnologie erste Möglichkeiten für Investoren, ist Arthur Vayloyan überzeugt. Der Head Investment Services & Products der Credit Suisse Private Banking führte unlängst einen so genannten Interactive Field Trip in die Nanometropole Boston durch.

Bulletin: Herr Vayloyan, Sie forcieren das

Thema Nanotechnologie innerhalb der Credit Suisse. Was fasziniert Sie daran?

Arthur Vayloyan: Es ist die Vielfalt der Themen, die die Nanotechnologie streift. Sie betrifft alle naturwissenschaftlichen Disziplinen. Mich packt die darin eingebaute Überraschung. So können stets zuvor unbekannte Eigenschaften hervorgebracht werden.

Warum lancieren Sie das Thema gerade jetzt?

Nach Jahren der Forschung in verschiedenen Bereichen sehen wir erste konkrete Möglichkeiten für Investitionen. Wir wollen unseren Kunden frühzeitig die Chancen und Risiken dieser Technologie aufzeigen.

Sie haben unlängst einen Interactive Field Trip nach Boston organisiert, um der Nanotechnologie näher zu kommen.

Warum gerade Boston?

Boston hat eine hohe Dichte an wissenschaftlichen Aktivitäten. Wir konnten unseren Kunden damit in kurzer Zeit einen tiefen Einblick in zahlreiche Gebiete geben und ihnen den direkten Austausch mit hoch kompetenten Spezialisten ermöglichen.

Was bringt das den Kunden der Credit Suisse?

Aus dem Feedback schliesse ich, dass wir den Zeitgeist getroffen haben. Wir haben aufgezeigt, was in der Wissenschaft, in der Technologie und im Bereich des Risikokapitals geschieht.

Und worin liegt der Nutzen für die Credit Suisse?

Unser Label heisst «tradition to innovate». Eine solche Reise ist ein innovativer Zugang, um ein innovatives Gebiet kennen zu lernen. Wir erhöhen die Kundenbindung – und finden neue Kunden.

Die wollen Geld verdienen. Welche Investment-Möglichkeiten bietet die Nanotechnologie?

Noch gibt es den typischen Nano-Investment-Bereich nicht. Es wird ihn vielleicht nie geben. Wer sicher gehen will, investiert in die zahlreichen Industriekonzerne, die unter anderem in der Nanotechnologie aktiv



Arthur Vayloyan: «Unter den zahlreichen Nanotechnologie-Start-ups haben wir bereits ein paar Perlen entdeckt.»

sind. Hinzu kommen Zulieferanten sowie kleine spezialisierte börsenkotierte Firmen, die in sich ein hohes Risiko bergen.

Wo ist die Credit Suisse diesbezüglich aktiv?

Nach der Boston-Reise haben wir den Auftrag erhalten, via Venture Capital in private Nanofirmen im frühen Stadium zu investieren. Ein paar spannende Perlen haben wir bereits entdeckt.

Seit Jahren klagen Investoren, es sei noch zu früh für Nanotechnologie.

Wann fällt der Zusatz «zu früh» weg?

Ich bin sicher, wir werden ab 2007 interessante Nano-IPOs sehen.

Es gibt Stimmen, die vor einer Nano-blase warnen. Wie kann sie verhindert werden?

Schaffen Sie die Gier des Menschen ab! Grundsätzlich sehe ich die Gefahr bei Nano nicht so ausgeprägt, da alle beteiligten Parteien die Probleme erkannt haben.

Welche Probleme?

Es wird sich zeigen, ob die Patentämter die technologisch höchst anspruchsvolle Innovationsschwemme effizient bewältigen können. Zudem sind die Behörden gefordert, die gesundheitlichen Risiken adäquat abzuschätzen. ph

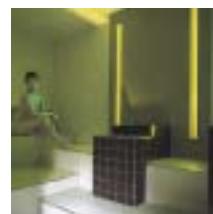
KLAFS

Die Wellnessspezialisten

Design, Qualität,
Kompetenz und Service vom
Marktleader.



Sauna/Sanarium



Dampfbad



Whirlpool

Weitere Informationen erhalten Sie in unserem kostenlosen 120seitigen Übersichtskatalog inkl. CD-Rom.

Name _____

Vorname _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____

Telefon _____

Hauptsitz

KLAFS

Klafs Saunabau AG

Oberneuhofstrasse 11, CH-6342 Baar

Telefon 041 760 22 42,

Telefax 041 760 25 35

baar@klafs.ch, www.klafs.ch

Weitere Geschäftsstellen in:
Bern, Brig VS, Chur GR, Clavens VD, Dietikon ZH.

Ein gutes Pflaster für Optimisten

Kaum ein Land hat in den letzten Jahren so viele Reiche hervorgebracht wie Russland. Ihr Erfolgsrezept? «Ungebremster Optimismus», so Alexis Rodzianko, Head Private Banking Credit Suisse in Russland. Der Russland-Kenner geht davon aus, dass trotz der jüngsten negativen Schlagzeilen auch künftig die Optimisten Recht behalten werden.

Interview: Andreas Thomann

Bulletin: Die russische Wirtschaft wandert seit Jahren auf einem beneidenswerten Wachstumspfad. Was sind die wichtigsten Treiber dieses Wachstums?

Alexis Rodzianko: Die wichtigste Stütze, das ist ein offenes Geheimnis, sind die riesigen Vorräte an Erdöl und Erdgas.

Das klingt nach einer starken Abhängigkeit von einem einzigen Sektor.

Ja, doch Russland war schon wohlhabend, bevor die Öl- und Gasindustrie zu boomen begann. Es hat Leute, Land, Wasser, Wälder. Die Frage ist, wie sehr die andern Sektoren zu einer Wachstumsstütze werden können. Wir werden es wohl erst erfahren, wenn die Konjunktur dreht und die Öl- und Gaspreise wieder fallen.

An welche Branchen denken Sie konkret?

Ein Beispiel ist die Softwareindustrie, wo Russland schon heute problemlos mit der Konkurrenz aus Indien mithalten kann. Das liegt nicht zuletzt an den vielen gut ausgebildeten Mathematikern. Generell lässt sich sagen: Je komplexer die Lösung, desto konkurrenzfähiger die russischen Anbieter.

Und sonst?

Auch das Agrobusiness wird eine dominante Rolle spielen, aus dem einfachen Grund,

weil Russland so reich an hochstehendem Kulturland ist. Eine andere Branche mit guten Perspektiven ist die Dienstleistungswirtschaft, gerade auch, weil sie heute noch ziemlich unterentwickelt ist. In Moskau können Sie diese Entwicklung mit Händen greifen. Während früher viele der Konsumgüter auf der Strasse verkauft wurden – auch bei Regen oder Schneefall – sieht Moskau je länger desto mehr wie jede andere westeuropäische Stadt aus, mit schönen Einkaufspassagen und edlen Boutiquen.

Für die Moskauer Innenstadt mag das stimmen. Doch wie sieht es außerhalb aus?

Dort ist die Entwicklung mindestens ebenso eindrücklich. Gerade in der Moskauer Peripherie sind in den letzten Jahren riesige Einkaufszentren entstanden. Und Russland ist nicht nur Moskau. So ist die wirtschaftliche Dynamik im Ural sogar noch grösser als hier.

Weniger gute Nachrichten hört man dagegen von der Flugzeugindustrie, einem eigentlichen Vorzeigeobjekt der ehemaligen Sowjetunion. Besteht hier noch Hoffnung?

Durchaus. Geändert hat nur der Fokus: Während Russland früher versuchte, alles

eigenständig zu entwickeln, sucht man heute die Kooperation. So betreibt Boeing bereits seit 1993 ein technisches Forschungszentrum in Moskau, mit dem Ziel, das gemeinsame Know-how besser zu nutzen. Und Anfang September hat der russische Staat einen Anteil von fünf Prozent am Airbus-Konstrukteur EADS erworben. Ich gehe davon aus, dass die russische Flugzeugindustrie künftig ein wichtiger Partner der zwei grössten Flugzeugbauer der Welt wird. Die russische Flugzeug-, aber auch die Raumfahrtindustrie, ist nach wie vor sehr stark. Im Bereich der kommerziellen Nutzung von Satelliten ist Russland sogar weltweit führend. Es ist somit keine sterbende Industrie, sondern eine Industrie im Umbruch, wie auch Russland ein Land im Umbruch ist.

Im Umbruch befinden sich auch die politischen Institutionen. Eine davon, die Bankenaufsicht, geriet durch den gewaltsmäßen Tod ihres Vorsitzenden, Andrei Koslow, im vergangenen September in die Schlagzeilen. Droht ein Rückschlag in den wilden Kapitalismus der Neunzigerjahre?

Ich hoffe nicht. Möglicherweise ist dieses tragische Verbrechen sogar ein Symptom



Moskau hat sich seit der Wende zu einer geschäftigen Metropole gewandelt. Aus einstmal grauen Ausfallachsen wie der Novy Arbat sind neonbeleuchtete Shopping- und Vergnügungsmeilen geworden (Bild oben rechts) – ein Beleg für den wachsenden Reichtum im Land. Zum neuen Wohlstand hat zu einem guten Teil der Energiesektor beigetragen. «Doch Russland ist mehr als Öl und Gas», sagt Alexis Rodzianko, Head Private Banking der Credit Suisse in Russland (links). «In der Landwirtschaft, in den Dienstleistungen oder im Hightech-Sektor schlummert ein riesiges Potenzial.» Was geschieht, wenn dieses Potenzial genutzt wird, zeigt ein Besuch im Weltraumbahnhof von Baikonur (oben links), eine der wichtigsten Abschussrampen für kommerzielle Satelliten.

dafür, dass die Reformen sehr ernsthaft angepackt werden und damit unweigerlich die Interessen von kriminellen Gruppierungen berühren. Andrei Koslow war eine sehr respektierte Persönlichkeit und eine der treibenden Kräfte des Reformprozesses. Doch er war nicht der einzige, weshalb ich davon ausgehe, dass die Reformen weitergehen werden. Es gibt in der Regierung und in der Öffentlichkeit einen grossen Konsens darüber, dass Reformen nötig sind.

Wie fest verankert ist die liberale Marktwirtschaft in Russland?

Die liberale Marktwirtschaft geniesst bei der russischen Bevölkerung einen vielleicht noch grösseren Rückhalt als in Westeuropa, denn die Leute hier haben am eigenen Leib erfahren, dass der Sozialismus nicht funktioniert. Gleichzeitig müssen viele Institutionen noch gestärkt werden, darunter auch das Justizsystem. Das beginnt schon bei der Sprache: Das russische Wort für «Rechtsvollzug» lautet «Siloviki», was man mit «Macht des Ministeriums» übersetzen könnte. Es wird also schon verbal kaum getrennt zwischen der Exekutive und der Judikative.

Wie solide sind die Institutionen auf dem Gebiet, in dem Sie tätig sind: dem Finanzsektor?

In den acht Jahren seit der Rubelkrise hat die Bankenaufsicht wie auch die Zentralbank viel geleistet, um die Institutionen zu stärken. Doch wie solide das System ist, werden wir erst erfahren, wenn es unter Druck kommt.

Wie gross ist das Risiko?

Nicht sehr gross. Der Druck lastet im Moment weniger auf dem Finanzsektor als vielmehr auf den Exporteuren, die unter dem starken Rubel leiden. Doch auch wenn es zum Härte-test kommen sollte, denke ich, dass das System nicht wie vor acht Jahren zusammenbrechen wird. Die Banken sind stärker, es gibt mehr Erfahrung, mehr Kapital, mehr Diversifizierung.

Seit dem ersten Juli 2006 sind die meisten der verbliebenen Restriktionen auf dem russischen Kapitalmarkt aufgehoben. Ein richtiger Schritt?

Absolut. Vor allem die Tatsache, dass russische Anleger künftig ihr Geld ungehindert im Ausland anlegen dürfen, ist sehr wichtig für unser Onshore-Geschäft. Denn ein frei konvertierbarer Rubel macht diese Währung viel interessanter für Investoren.

Sind somit die Zeiten vorbei, als die wohlhabenden Russen vor allem im Ausland investierten?

Die Russen werden je länger desto mehr zu ganz normalen Anlegern. Sie kennen ihren eigenen Markt am besten, und sie haben in den letzten zehn Jahren die Erfahrung gemacht, dass man durch intelligente Investments hier mehr Geld machen kann als in Märkten, die weniger rasch wachsen. Somit wollen sie zumindest einen Teil ihres Portfolios zu Hause anlegen. Die Einkommenssteuer, die heute für sämtliche natürlichen Personen auf 13 Prozent festgelegt wurde, begünstigt diesen Entscheid. Gleichzeitig wissen diese Leute, dass Russland auch höhere Risiken birgt, weshalb sie einen Teil ihres Vermögens auch künftig ins Ausland transferieren werden.

Wie attraktiv ist Russland für ausländische Anleger?

Mindestens so attraktiv wie andere Emerging Markets.

Was braucht es, um erfolgreich in Russland zu investieren?

Man sollte vor allem sehr optimistisch sein und sich auf ein langfristiges Engagement einstellen. Ich habe in meinem Umfeld immer wieder die Erfahrung gemacht, dass die grössten Optimisten letzten Endes am erfolgreichsten waren. Daran dürfte sich auch künftig nichts ändern. <

Chinas langer Marsch zu nachhaltigem Wachstum

Das Wachstumsdenken in China ist im Wandel. Nach wie vor wird Wachstum propagiert, doch soll der Schwerpunkt neu auf Qualität statt auf Grösse und Geschwindigkeit liegen. Die chinesische Regierung scheint entschlossen, in zahlreichen Bereichen Reformen anzugehen.

Text: Marcus Balogh

Das wirtschaftliche Wachstum Chinas ist von einer schier unfassbaren Dimension. In den zwanzig Jahren seit Einführung der Wirtschaftsreformen durch den «obersten Führer» Deng Xiaoping betrug die durchschnittliche jährliche Wachstumsrate in China 10 Prozent; in einigen Küstenregionen fast 20 Prozent. Während dieser Periode stieg das Bruttoinlandprodukt (BIP) im Reich der Mitte beinahe um das Fünffache.

Das Ausmass, in dem China von dieser Entwicklung profitiert hat, lässt sich nach Ansicht von Paul Calello, Chief Executive Officer Asia Pacific der Credit Suisse, allein mit Zahlen allerdings nicht adäquat beschreiben. «Man muss sich das einmal vorstellen: In diesen 20 Wachstumsjahren wurden mehr als 125 Millionen Menschen aus grosser wirtschaftlicher Armut herausgeführt. Die Prosperität hat die Lebensqualität in vielerlei Hinsicht verbessert, und dabei denke ich nicht an Luxusgüter – daran, dass vielleicht moderne Fernsehgeräte alte Transistorradios abgelöst haben. Die Entwicklung Chinas hin zum marktwirtschaftlichen System – wenn auch mit «chinesischen Besonderheiten» – hat zum Beispiel im humanitären Bereich zu einer markanten Reduktion der Kindersterblichkeit, zur Verbesserung der Gesundheit von Mutter und Kind sowie zu einer höheren Lebenserwartung geführt.»

China braucht neue Wachstumsmodelle

Das Problem ist, dass das spektakuläre Wachstum einen hohen Preis hat. Das höllische Tempo der Investitionen hat nicht nur weit verbreitete Überkapazitäten geschaffen, sondern auch zu Luft- und Wasserverschmutzung geführt. Darüber hinaus löste der Wirtschaftsboom eine noch nie da gewesene Migrationsbewegung vom ländlichen Westen in die rasant wachsenden und zunehmend wohlhabenden Städte aus – mit einer entsprechend massiven Verschärfung der Umweltprobleme in diesen Wachstumsregionen. So geht etwa aus einem Bericht des Worldwatch Institute hervor, dass 16 der 20 weltweit am meisten verschmutzten Städte in China liegen. Und gemäss der International Emissions Trading Association (IETA – Internationale Vereinigung für den Handel mit Emissionsrechten) zeichnet China inzwischen bereits für zwölf Prozent des globalen Ausstosses an Kohlendioxid (CO_2) verantwortlich und liegt damit auf dem zweiten Platz hinter den Vereinigten Staaten (23 Prozent). Ein ebenso bedrohliches Ausmass haben die Wasserverschmutzung, das Artensterben und die Bodenerosion angenommen.

Doch so düster sich die Fakten auch präsentieren, ein Silberstreifen ist erkennbar. Die chinesische Regierung gibt sich keinerlei Illusionen hin über den hohen ökologischen Preis, den China für sein rasantes Wachstum bezahlt. Anlässlich einer Pressekonferenz im Juni schätzte Zhu Guangyao, der stellvertretende chinesische Umweltminister, die in China im Zusammenhang mit den Umweltproblemen anfallenden Kosten auf jährlich über 200 Milliarden US-Dollar. China stehe vor einer grossen ökologischen Herausforderung; die Verschmutzung von Wasser, Luft und Böden stelle ein grosses Problem dar. Er betonte, dass die Lage zu keinerlei Optimismus Anlass gebe und ernst sei. Die Pressekonferenz war anlässlich der Publikation des zweiten chinesischen Weissbuchs über Umweltschutz (das erste Weissbuch war 1996 erschienen) einberufen worden. Der Bericht über «Chinas Massnahmen zum Umweltschutz in den Jahren 1996 bis 2005» wurde durch die Informationsagentur des chinesischen Kabinetts publiziert.

Die Regierung Chinas ist sich bewusst, dass die Kosten für die Behebung der ökologischen Schäden umso grösser werden, je länger der gegenwärtige Zustand anhält. Im März dieses Jahres organisierte die Credit Suisse eine Konferenz in Hongkong, an welcher der stellvertretende chinesische Finanzminister Zhu Zhi-gang ein Referat vor über 500 institutionellen Vermögensverwaltern hielt. «Man würde eigentlich erwarten, dass ein für Finanzen zuständiger hoher Regierungsbeamter vor einem derartigen Publikum über das Rating der Staatsschulden, die Kapitalmarktentwicklung, die makroökonomische Harmonisierung und ähnliches sprechen würde», sagt Paul Calello, «doch erstaunlicherweise drehte sich das Referat des Vizeministers in erster Linie um nachhaltiges Wachstum und, wie er es nannte, neue Wachstumsmodelle.»

Neue Energie für neues Wachstum

Neue Wachstumsmodelle scheinen in der Tat das Thema der Stunde zu sein. Im September nahmen über 500 führende Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik und Gesellschaft aus 27 Nationen am vom Weltwirtschaftsforum (WEF) organisierten China Business Summit in Peking zum Thema «Nachhaltiges Wachstum durch Innovation» teil. Hintergrund des Gipfels bildete das ehrgeizige Ziel der chinesischen Regierung, bis zum Jahr 2010 das Wirtschaftsvolumen zu verdoppeln und gleichzeitig die Pro-Kopf-Energieintensität um rund 20 Prozent zu reduzieren. >



Ende 2005 wiesen Chinas Windfarmen eine Kapazität von 1260 MW aus. Im Vergleich zu den Marktführern Deutschland (18 428 MW) und Spanien (10 027) ist das nicht viel. Allerdings holt China schnell auf – und sein Potenzial ist gigantisch. 2020 will die Regierung 30 000 MW ins Netz speisen. Gemäss einer soeben veröffentlichten Studie der Chinese Renewable Energy Industries Association (CREIA), von Greenpeace und vom Global Wind Energy Council (GWEC) hält die Industrie aber sogar eine Kapazität von bis zu 170 000 MW für erreichbar.

«Die Notwendigkeit, China sauberer und effizienter zu machen, birgt für das Land auch die einmalige Chance, zu den Weltmarktführern im Bereich nachhaltiger Produkte aufzuschliessen.»

Paul Calello, Credit Suisse Asia Pacific CEO

Obwohl die Umweltprobleme Chinas bereits äusserst gravierend sind, würden sie sich ohne die eingeleiteten Reformen noch viel schlimmer präsentieren. Verglichen mit anderen aufstrebenden Volkswirtschaften gestaltet China sein Energieverbrauchsmanagement ziemlich erfolgreich. So betrug der prozentuale Anstieg des Energieverbrauchs im Reich der Mitte in den letzten 20 Jahren lediglich die Hälfte der Wachstumsrate im entsprechenden Zeitraum, während in anderen Schwellenländern wie Indien, Südkorea und Brasilien die Energieverbrauchsrate jeweils höher als die Wachstumsrate war. Dennoch ist die Tatsache nicht wegzuleugnen, dass China Energie weit weniger effizient nutzt als westliche Industrieländer wie die Schweiz oder selbst die Vereinigten Staaten. Mit seinen ehrgeizigen Zielen wie der Verdoppelung des Wirtschaftsvolumens bis 2010 oder gar einer auf umweltgerechte Weise angestrebten Vervierfachung des BIP bis 2020 steht China also vor enormen Herausforderungen – aber ebenso vor enormen Möglichkeiten: «Die dringliche Notwendigkeit, China sauberer und effizienter zu machen, birgt für das Land auch die einmalige Chance, zu den Weltmarktführern im Bereich nachhaltiger Produkte aufzuschliessen», sagt Paul Calello. «Es werden bisher ungenutzte Energiequellen ins Auge gefasst und nach langer Zeit wird wieder über Wasserkraft, Windenergie, Atomreaktoren der vierten Generation, Biodiesel und weitere Alternativen gesprochen.»

Überhitzung als Chance

Von einem reinen Investmentstandpunkt aus betrachtet, werden ein Anstieg der Energienachfrage und die daraus hervorgehenden hohen Energiepreise das Aufkommen neuer Industriezweige begünstigen und damit neue Anlagemöglichkeiten schaffen. China verfügt zum Beispiel bereits über 60 Prozent der weltweiten Solarenergiiekapazitäten. Angesichts des riesigen Heimmarktes überrascht es denn auch nicht, dass China in diesem Sektor eine Reihe von konkurrenzfähigen Unternehmen hervorgebracht hat, wie etwa Suntech Energy, deren Markteintritt die Credit Suisse lanciert hat und die sich zu Chinas grösstem Alternativenergieunternehmen entwickelt hat. Suntech Energy bildet zudem das bezüglich Kapitalisierungsmarktwert grösste private chinesische Unternehmen am New York Stock Exchange.

Die brennende Frage lautet nun, ob die Regierung über genügend Macht verfügt, um auch ihre weiterführenden Pläne in die Tat umzusetzen. Einige der dringlichen Veränderungen werden ohne grosse Schwierigkeiten zu realisieren sein. «Die chinesische Regierung weiss genau, welche Massnahmen ergriffen werden müssen, um

das Wachstum zu harmonisieren und die Umwelt zu schützen. Schliesslich ist China nicht das erste Land, das sich mit derartigen Problemen konfrontiert sieht», erläutert Paul Calello. «China muss die Ineffizienz bekämpfen, höhere Investitionen in effiziente Technologien und Prozesse tätigen sowie seine Ressourcen auf Aktivitäten mit höherer Wertschöpfung fokussieren. In gewisser Hinsicht ist dies jedoch der einfachere Teil. Viel schwieriger wird es sein, sich die uneingeschränkte Unterstützung renitenter Kommunal- und Provinzbehörden zu sichern.»

Paul Calello spielt damit auf die Tatsache an, dass sich der Umfang der Umweltschutzgesetzgebung in China zwar eindrücklich ausnimmt, die Effizienz bei der Umsetzung dieser Gesetze jedoch eher zu wünschen übrig lässt. Dafür sind mehrere Faktoren verantwortlich. Zum einen sind die Gesetzestexte eher vage formuliert, und zahlreiche Bestimmungen wichtiger Umweltschutzgesetze scheinen eher politische Verlautbarungen denn Verordnungen zu sein. Zum andern sehen sich die chinesischen Gerichte einer Vielzahl von äusseren Einflüssen ausgesetzt, darunter jenen der legislativen und exekutiven Gewalten sowie der kommerziellen Interessenvertreter. Und schliesslich spielt auch die Tatsache mit, dass Investitionen in den Umweltschutz normalerweise nur langfristig Auswirkungen zeitigen und deshalb die Notwendigkeit sofortigen Handelns oftmals nicht eingesehen oder verdrängt wird. All dies führt zu Mängeln bei der Durchsetzung chinesischer Umweltschutzgesetze, was sich etwa darin manifestiert, dass es trotz den Aktivitäten eines Heers von einer halben Million Beamten im Umweltministerium und in anderen Organisationen in den letzten Jahren nicht gelungen ist, die Umweltsituation in China markant zu verbessern.

Trotz dieser Tatsachen präsentiert sich die ökologische Zukunft Chinas nicht so düster, wie es Weltuntergangspropheten glauben machen wollen. Das Reich der Mitte konnte bisher mit seiner Umweltgesetzgebung auch Erfolge verzeichnen, und die Regierung ist sich über die Massnahmen durchaus im Klaren, die ergriffen werden müssen, um die ökologischen Missstände des Landes zu beheben. Andererseits gibt es keine Patentlösungen. Paradoxe Weise könnte einer der Schlüssel zur Umsetzung strengerer Umweltgesetze in der hohen Wachstumsrate selbst liegen: Die überhitzte Wirtschaft und die Kontrolle der Wachstumsrate bereiten China zunehmend Kopfzerbrechen, und da Umweltschutz oft einen dämpfenden Effekt auf die Wirtschaftsentwicklung ausübt, könnte eine gewisse Verlangsamung gar nicht so ungelegen kommen.

Paul Calello, seit mehr als einem Jahrzehnt in Asien tätig, neigt zu einer pragmatischen Haltung: «Warten wir einmal ab, wie sich die Lage entwickelt. Die Regierung hat die nachhaltige Entwicklung zu einer ihrer Top-Prioritäten erklärt, und dieser Trend lässt sich ganz klar auch anderswo erkennen. In einigen Bereichen wird die nachhaltige Entwicklung von Regierungsbeamten gewährleistet, die ein wachsames Auge darauf haben, was innerhalb der Fabrikmauern geschieht. In andern Bereichen wiederum sorgen die Kapitalmärkte für die gewünschte Kurskorrektur. Durch das Konzept der nachhaltigen Entwicklung werden wir zu einem Umdenken gezwungen in der Art und Weise, wie wir unsere Geschäfte tätigen. Dieser Wandel wird seinen Preis haben und uns mit Herausforderungen konfrontieren. Der Übergang wird sich kaum einfach gestalten, und doch ist er alles andere als ein Luxus. Die Regierung weiss, was es geschlagen hat und was zu tun ist. Man tut gut daran, die chinesische Regierung nicht zu unterschätzen.» <

Die Tretmühlen des Glücks

Wir haben immer mehr und werden nicht glücklicher.
Was können wir tun?



Von **Mathias Binswanger**
kartonierte Ausgabe
224 Seiten
ISBN: 3-451-05809-X

«Geld macht nicht glücklich.» Auf den ersten Blick kommt dieses Sprichwort ziemlich abgedroschen daher. Schon manch intelligenter Kopf belehrte uns, dass Geld und Konsum dem Menschen nicht das Glück auf Erden bringen: von Adam Smith, dem Urvater der Ökonomie, bis zum Philosophen Erich Fromm. Wieso also ein weiteres Buch zu diesem Thema? Schauen wir uns mit geschärftem Blick in unserer Gesellschaft um, stellen wir fest, dass sich diese Erkenntnis bislang eher bescheiden auf unser Verhalten ausgewirkt hat. Mathias Binswanger nimmt einen weiteren Anlauf zu zeigen, dass wir das Streben nach Glück nicht demjenigen nach mehr Einkommen gleichsetzen können.

Der Professor für Volkswirtschaftslehre beschreibt vier Verhaltensmuster, mit welchen wir uns voller Hoffnung auf mehr Glück abmühen. Dabei entgeht uns oft, dass der erhoffte Lohn ausbleibt. Binswanger hat standesgemäß eine ökonomische Herangehensweise gewählt, ist aber stets um eine interdisziplinäre Betrachtungsweise bemüht. Das Buch ist gespickt mit Forschungsergebnissen und Literaturverweisen, die die aufgestellten Thesen untermauern. Es liest sich dennoch fliessend und unterhält mit kompakt präsentierten Erkenntnissen. Binswanger trumpft nicht mit Schlagworten auf, sondern präzisiert die Ergebnisse und deren Umstände. Er lässt den Leser freilich nicht mit der Schilderung des Übels allein, sondern präsentiert zehn Strategien, wie wir den Tretmühlen entkommen könnten. «Die Tretmühlen des Glücks» gibt einen fundierten Einblick in die Glücksforschung. Zumindest wer mit dem neuen Auto schon wieder unzufrieden ist oder Zeitmanagement-Seminare belegt, sollte sich dieses Buch unbedingt anschaffen. **mk**

Switzerland Business & Investment Handbook

Economy, Law, Taxation, Real Estate, Residence,
Facts & Figures, Key Addresses



Von **Christian H. Kälin**
gebundene Ausgabe
766 Seiten
ISBN: 3-280-07096-1

Wie kann man in der Schweiz investieren, arbeiten, leben und unternehmerisch tätig werden? Darüber gibt das englischsprachige Standardwerk «Switzerland Business & Investment Handbook», auf dessen Erscheinen wir bereits hingewiesen haben, detailliert Auskunft. In über 30 Fachbeiträgen liefern ausgewiesene Spezialisten die wichtigsten Informationen zum Wirtschaftsstandort Schweiz, nicht zuletzt aus juristischer Sicht. Das Handbuch richtet sich an Investoren, Unternehmer, Berater, Treuhänder und Neuzuzüger aus dem englischen Sprachraum. Wer indes darin liest, beispielsweise im Einführungskapitel des Schweiz-Kenners Clive Church, University of Kent, wird dem Team um Herausgeber Christian H. Kälin bescheinigen, dass es einen weitaus grösseren Leserkreis anzusprechen vermag. Die Beiträge unter anderem von Jean-Baptiste Zufferey, Eidgenössische Bankenkommission, Xavier Oberson, Université de Genève, Eric Scheidegger, Seco, Judith Schmidt, Kontrollstelle zur Bekämpfung der Geldwäsche, und insbesondere auch von Barbara Beck, «The Economist», über «Die Schweiz und die Europäische Union» sowie von Martin M. Naville, Swiss-American Chamber of Commerce, über «Die Schweiz und die USA» sind auch für alle jene bestens geeignet, die des Schweizers Schweiz mit etwas anderen Augen betrachten und dabei neue Entdeckungen machen möchten. Wegweisend ist die Cross-Media-Strategie. Viele Aspekte werden auf der Homepage www.swissnetwork.com vertieft. Dort wird auch das statistische Material laufend ergänzt. **schi**

In Zusammenarbeit mit Henley & Partners werden drei Exemplare auf www.credit-suisse.com/emagazine verlost. Dort finden sich Leseproben aus den Aufsätzen von Urs P. Gauch über das Corporate Banking und Arthur Vayloyan über das Private Banking.

Die besprochenen Bücher finden Sie bei www.buch.ch.

Impressum: Herausgeber Credit Suisse, Postfach 2, 8070 Zürich, Telefon 044 333 11 11, Fax 044 332 55 55 **Redaktion** Daniel Huber (dhu) (Chefredaktor), Marcus Balogh (ba), Michèle Bodmer (mb), Regula Gerber (rg), Matt Knaus (mk) (Volontariat), Mandana Razavi (mr), (Volontariat), Andreas Schindorfer (schi), Andreas Thomann (ath) **E-Mail** redaktion.bulletin@credit-suisse.com **Mitarbeit an dieser Ausgabe** Peter Hossli (ph), Dominik Pfoster, Axel Reichlmeier (ar), Jürg Roggenbauch **Internet** www.credit-suisse.com/emagazine **Marketing** Veronica Zimnic (vz) **Korrektorat** text control, Zürich **Gestaltung** www.arnolddesign.ch: Daniel Peterhans, Monika Häfliger, Urs Arnold, Petra Feusi (Projektmanagement) **Inserate** Yvonne Philipp, Strasshus, 8820 Wädenswil, Telefon 044 683 15 90, Fax 044 683 15 91, E-Mail philipp@philipp-kommunikation.ch **Begläubigte WEMF-Auflage 2006** 125 039 **Druck** NZZ Fretz AG/Zollikofer AG **Redaktionskommission** René Buhholzer (Head of Public Affairs Credit Suisse), Othmar Cueni (Head of Business School Private Banking Institute), Monika Dunant (Head of Communications Private Banking), Tanya Fritsche (Online Banking Services), Eva-Maria Jonen (Customer Relation Services, Marketing Winterthur Insurance), Maria Lamas (Financial Products & Investment Advisory), Andrés Luther (Group Communications), Charles Naylor (Chief Communications Officer Credit Suisse Group), Fritz Stahel (Credit Suisse Economic Research), Bernhard Tschanz (Head of Research Switzerland), Christian Vonesch (Head of Private & Business Banking Aarau) **Erscheint im 112. Jahrgang** (5x pro Jahr in deutscher, französischer, italienischer und englischer Sprache). Nachdruck von Texten gestattet mit dem Hinweis «Aus dem Bulletin der Credit Suisse». **Adressänderungen** bitte schriftlich und unter Beilage des Original-Zustellcouverts an Ihre Credit Suisse Geschäftsstelle oder an: Credit Suisse, ULAZ 12, Postfach 100, 8070 Zürich.

Diese Publikation dient nur zu Informationszwecken. Sie bedeutet kein Angebot und keine Aufforderung seitens der Credit Suisse zum Kauf oder Verkauf von Wertschriften. Hinweise auf die frühere Performance garantieren nicht notwendigerweise positive Entwicklungen in der Zukunft. Die Analysen und Schlussfolgerungen in dieser Publikation wurden durch die Credit Suisse erarbeitet und könnten vor ihrer Weitergabe an die Kunden von Credit Suisse bereits für Transaktionen von Gesellschaften der Credit Suisse Group verwendet worden sein. Die in diesem Dokument vertretenen Ansichten sind diejenigen der Credit Suisse zum Zeitpunkt der Drucklegung. (Änderungen bleiben vorbehalten.) Credit Suisse ist eine Schweizer Bank.



«Das Gewinnen von qualifizierten Arbeitskräften wird entscheidend»

Interview: Daniel Huber

Ernest-Antoine Seillière vertritt als Präsident des europäischen Industrie- und Arbeitgeberverbandes Unice die Interessen von 20 Millionen Firmen. Er plädiert für mehr Flexibilität der Arbeitnehmer. Dafür müssten sie aber auch die Gewissheit erhalten, auf dem Markt immer wieder eine Stelle zu finden.

Bulletin: Was für eine Beziehung haben

Sie zur Schweiz?

Ernest-Antoine Seillière: Ich würde sagen eine sehr enge. Schliesslich ist meine Frau eine Schweizerin und durch sie sind auch unsere Kinder Schweizer. Deswegen, aber auch geschäftlich, bin ich sehr oft in der Schweiz. Und ich würde mich als grosser Bewunderer dieses Landes bezeichnen.

Was bewundern Sie an der Schweiz?

Allem voran bewundere ich die Schweiz für ihre direkte Demokratie, die dem Volk ein hohes Mass an Mitbestimmung garantiert, sei es auf Gemeinde-, Kantons- oder Staats-ebene. Wegen meiner familiären Nähe zur Schweiz verfolge ich die verschiedenen Wahlen und Abstimmungen dort sehr genau. Auch hat es die Schweiz wie kaum ein anderes Land geschafft, verschiedene Kulturen in einem Staat zu vereinen und deren spezifische Unterschiede zu respektieren. Diesbezüglich könnte das Schweizer Modell beispielhaft für ganz Europa sein. Ausserdem verfügt die Schweiz trotz ihrer geringen Grösse über eine starke Wirtschaft mit einer Reihe von international äusserst erfolgreich tätigen Grosskonzernen.

Trotz solider Wirtschaftslage und einer

Arbeitslosenrate von etwas mehr als drei Prozent ist bei der im Auftrag des Bulletin alljährlich durchgeföhrten repräsentativen Sorgenbarometer-Umfrage erneut die Arbeitslosigkeit die Sorge Nummer eins.

Haben Sie dafür eine Erklärung?

Mit Zahlen und Fakten ist das nicht zu erklären. Zumal die Schweiz, meiner Meinung nach, ein vorbildliches System im Umgang mit der Arbeitslosigkeit hat. Die Betroffenen sind sozial abgesichert und alles ist darauf ausgerichtet, ihnen wieder eine Stelle zu finden. Doch haben sich in den vergangenen Jahren ganz generell die Anstellungsverhältnisse verändert. Der internationale Konkurrenzdruck, gepaart mit einer allgemeinen Öffnung der Märkte, – genannt Globalisierung – erfordert von den Arbeitnehmern eine immer höhere Flexibilität. Blieben früher die Menschen nicht selten ein Leben lang in der gleichen Firma, wird es heute immer mehr zur Normalität, dass sie im Verlaufe ihrer Karriere mehrmals die Stelle wechseln. Die Arbeiter müssen sich ständig neuen Begebenheiten anpassen und sich neue Fähigkeiten aneignen. Dieser erhöhte Flexibili-

tätsanspruch verunsichert. Insofern ist die Sorge der Schweizer trotz geringer Arbeitslosigkeit verständlich.

Welche Rolle nimmt für Sie die Schweiz innerhalb von Europa ein?

Die Schweiz hat sich innerhalb von Europa mit diplomatischem Feingefühl eine Sonderstellung ausgehandelt, die dem Status eines vollwertigen Mitgliedstaates sehr nahe kommt, ohne sich vollends zu verpflichten. Gleichzeitig behält sich die Schweiz für die Zukunft aber immer noch alle Optionen offen. Dagegen hat die Schweizer Neutralität in der heutigen, multilateralen Zeit und nach dem Zusammenbruch des Ostblocks wahrscheinlich an Bedeutung verloren.

Ist die europäische Sonderstellung im Zusammenhang mit den allgegenwärtigen Globalisierungsbestrebungen für die Schweiz eher ein Vorteil oder ein Nachteil?

Die Mitglieder der europäischen Gemeinschaft gehen natürlich davon aus, dass sie das Zusammenwachsen zu einem 500 Millionen Menschen umfassenden Wirtschaftsraum stärkt und sie sich dadurch besser gegen die wachsende globale Konkurrenz von aufstrebenden Staaten wie China, >



Der Präsident des europäischen Industrie- und Arbeitgeberverbandes Unice heisst mit vollem Namen Baron Ernest-Antoine Seillière de Laborde. Doch legt er wenig Wert auf seinen Adelstitel und verwendet ihn auch nicht. Der 69-jährige Seillière ist ein Abkömmling der einflussreichen Stahlunternehmerfamilie Wendel. Er studierte an der Ecole Nationale d'Administration (ENA) und war danach zehn Jahre im diplomatischen Dienst tätig. 1975 nahm er eine einjährige Auszeit und lehrte als Gastdozent am Harvard University's Center for International Affairs. 1976 trat er in den Familienkonzern Wendel ein, der sich damals nach der Verstaatlichung seines Kergeschäfts, der Stahlproduktion, neu orientieren musste. Seillière wandelte das über 300 Jahre alte Familienunternehmen in eine hochrentable Investmentholding um. Zusätzlich zu seiner Management-Tätigkeit bei Wendel Investissement war er von 1997 bis 2005 Präsident des französischen Unternehmerverbandes MEDEF. Präsident von Unice ist er seit Juli 2005.

Indien, Russland, Brasilien oder gar Südafrika behaupten können. Dagegen ist die Schweiz mit ihren sieben Millionen Einwohnern schon sehr klein und muss bei diesem globalen Spiel die Nähe zu Europa suchen.

Was braucht es, damit Europa zur alten Stärke zurückfindet?

Damit Europa in den nächsten 20 oder 30 Jahren auf dem internationalen Parkett noch eine Rolle spielen kann, müssen dringend eine Reihe von Massnahmen und Reformen durchgesetzt werden. So ist es als erster Punkt ganz wichtig, dass wir die so genannte Lissabon-Agenda endlich vorantreiben.

Was umfasst diese Lissabon-Agenda?

Im Jahr 2000 trafen sich Staatsoberhäupter der EU und vereinbarten einen Massnahmenplan, um die EU-Staaten in Bezug auf den allgemeinen Wissensstandard und die Innovationskraft bis 2010 an die Weltspitze zu führen. Doch bis heute ist diesbezüglich praktisch noch nichts passiert; nur ganz wenige der damals beschlossenen Massnahmen wurden umgesetzt. Das muss sich schnellstens ändern. Als weiterer Punkt muss das Zusammenführen zu einem grossen Markt vorangetrieben werden. Klar wurden schon beachtliche Fortschritte in Bezug auf den Handel von Gütern zwischen den 25 Mitgliedstaaten gemacht, aber es gibt immer noch Hemmschwellen, gerade im Dienstleistungsbereich. Die EU muss zudem möglichst bald ihre Regierungsführung verbessern. Auch müssen wir gegen den nationalen Protektionismus vorgehen, der sich mangels eines europäischen politischen Willens etwas breit macht.

Ist dieser Protektionismus nicht auch ein Zeichen dafür, dass die EU für einzelne Mitglieder langsam zu gross wird?

Wir glauben daran, dass die Vergrösserung der EU positiv ist. Diese neuen Staaten bergen wirtschaftliche Chancen. Auch ist der Export in diese neuen Länder grösser als der Import. Zudem bieten die verschiedenen Entwicklungsprogramme der EU in diesen neuen Mitgliedsländern wiederum eine Fülle von neuen Möglichkeiten.

Gleichzeitig schürt das Öffnen der Grenzen aber auch die Überfremdungsängste.

Zu Unrecht. Das zeigen die Beispiele von Schweden, Irland oder Grossbritannien, die ihre Arbeitsmärkte völlig geöffnet haben und heute davon profitieren, indem sie Engpässe mit zugewanderten neuen Arbeitskräften füllen konnten. Der Reflex, seinen Job vor Fremdarbeitern schützen zu müssen, ist zwar

verständlich, aber ungerechtfertigt. Kommt dazu, dass diese Angst um die Arbeitsstelle von den Massenmedien noch häufig künstlich geschürt wird. So ging in Frankreich im Vorfeld der Verfassungsabstimmung die Schreckensvision einer Armada von polnischen Klempnern um ...

Wie viele polnische Klempner haben es bislang bis Paris geschafft?

Leider noch kein einziger. Wir bräuchten sie dringend. Doch kehren wir zu unserem Massnahmenplan zurück. Wir müssen auch in allen EU-Staaten die Sozialsysteme reformieren, um sie nachhaltig zu machen. Wir sind stolz darauf, dass die Europäer gegen die Risiken des Lebens wie Krankheit oder Arbeitslosigkeit abgesichert sind.

Vermindern die von der Arbeiterbewegung im letzten Jahrhundert erkämpften Rechte und sozialen Leistungen in der heutigen, global ausgerichteten Welt die Konkurrenzfähigkeit der alten Industriestaaten?

Tatsächlich sind einzelne Anpassungen im Wirtschafts- und Sozialsystem der alten Ökonomien notwendig geworden, um eine gewisse Flexibilität zu gewährleisten. Heutzutage ist es absolut entscheidend, schnell reagieren zu können. Das geht besser, wenn eine gewisse Sicherheit garantiert ist. Damit meine ich nicht, jemandem um jeden Preis seine bestehende Stelle zu sichern. Vielmehr müssen wir den Menschen die Gewissheit geben, dass sie immer wieder eine Stelle finden können. Das ist ein anderer, ganzheitlicher Ansatz, der von allen Beteiligten ein Umdenken erfordert.

Wie würden Sie einen guten Arbeitgeber umschreiben?

Der Kapitalismus hat verschiedene Phasen durchgemacht. Auf die Zeit der Arbeiterbewegung mit ihren sozialen Errungenschaften folgte die Ära der Manager. Man war überzeugt, dass einzig und allein gutes Management zum Erfolg führen könne. Die heutige Ära würde ich noch als die Zeit der Shareholder bezeichnen. Die Anliegen der Aktionäre sind allgegenwärtig. Langsam, aber sicher kommen wir aber in eine Phase, in der das Gewinnen und Halten von qualifizierten Arbeitskräften zum entscheidenden Erfolgsfaktor wird. Gerade auch, weil die einfacheren Aktivitäten von den Grosskonzerne immer mehr ausgelagert werden und die gebliebenen Kernaktivitäten nur von qualifiziertem Fachpersonal ausgeführt werden können. Entsprechend wird auch die Rolle des Arbeitgebers künftig wesentlich

vielschichtiger sein als bisher. Die Ausbildung und die Aneignung neuer Fähigkeiten werden zu eigentlichen Schlüsselfaktoren des Erfolgs.

Wie wichtig ist Loyalität für ein Unternehmen?

Das hängt ganz von der Unternehmenskultur und vom Verhalten der Führung in bestimmten Situationen ab. Loyalität lässt sich nicht global definieren. Es ist das Aneinanderreihen von bestimmten Begebenheiten, das als Ganzes Loyalität kreieren kann. Ich glaube, dass für die globale Wettbewerbsfähigkeit eines Unternehmens eine loyale Grundatmosphäre entscheidend ist.

Was war Ihre erste Arbeit?

Ich war zuerst zehn Jahre im diplomatischen Dienst.

Warum haben Sie aufgehört?

Die ersten Jahre empfand ich als enorm spannend. Ich habe viele interessante Menschen kennen gelernt und bin in der Welt herumgekommen. Ganz generell gibt es am Schluss einer diplomatischen Karriere auch wieder enorm spannende Aufgaben mit viel Verantwortung. Die Zeit dazwischen erschien einem unternehmerisch denkenden Menschen wie mir aber als ziemlich eintönig und frustrierend. Darum habe ich mich nach zehn Jahren für einen anderen Weg entschieden und bin ins Familienunternehmen eingestiegen.

Sozusagen ins gemachte Bett.

Ganz im Gegenteil. Unser mittlerweile über 300-jähriges Familienunternehmen war damals an einem absoluten Tiefpunkt angelangt. Durch die Verstaatlichung des Stahlbereichs, unserer Hauptaktivität, wurde das Unternehmen praktisch auf ein Nichts zusammengeschrumpft. Trotzdem wollte ich versuchen, das Unternehmen in der neunten Generation in eine vielversprechende Zukunft zu führen.

Ist Ihnen das gegückt?

Die Wendel-Gruppe gehört heute zu den führenden Investment-Unternehmen Europas. Wir sind vorwiegend mit langfristig ausgerichteten Mehrheitsbeteiligungen in mehrere erfolgreiche Industrie- und Dienstleistungsunternehmen investiert. Vor vier Jahren habe ich mich denn auch aus dem zentralen Geschäft zurückgezogen und eine Struktur implementiert, die die langfristige Denkweise eines traditionellen Familienunternehmens mit der Dynamik eines jungen Management-Teams kombinieren soll. Ich glaube, wir sind gut gewappnet für die nächste Generation. <

Zum Wohl der europäischen Wirtschaft

Unice vertritt als europäischer Industrie- und Arbeitgeberverband bei der EU in Brüssel die Interessen von 39 Verbänden aus 33 Staaten.

Nach der Zerstörung und dem Chaos des Zweiten Weltkriegs setzte in Europa eine Ära des Wiederaufbaus ein. Verschiedene internationale Organisationen wurden gegründet, um den anvisierten wirtschaftlichen Aufschwung grenzüberschreitend besser koordinieren und vorantreiben zu können. Als Folge des «Vertrags von Rom», der eigentlichen Geburtsurkunde der Europäischen Union (EU), wurde im März 1958 Unice gegründet, was heute kurz für Union of Industry and Employers Confederations in Europe steht.

Die sechs Gründerstaaten der europäischen Idee, Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg, Belgien und Niederlande, waren mit acht Mitgliedsverbänden in der Unice vertreten. Zweck der Vereinigung war damals wie heute die Interessenvertretung der europäischen Wirtschaft gegenüber den EU-Institutionen.

Schweiz mit zwei Verbandsmitgliedern

In den vergangenen Jahrzehnten ist die Unice parallel zur EU kontinuierlich gewachsen. Zurzeit vertritt sie die Interessen von 39 Spitzenorganisationen der Industrie- und Arbeitgeberverbände aus 33 Ländern, die nicht zwingend der EU angehören müssen. Die Schweiz ist bei der Unice durch zwei Mitgliedsverbände vertreten: den Verband der Schweizer Unternehmen economiesuisse und den Schweizerischen Arbeitgeberverband. Insgesamt vertritt die Unice die Interessen von rund 20 Millionen europäischen Unternehmen.

Die Unice fasst ihre Aufgaben wie folgt zusammen:

- Zusammenarbeit mit den EU-Institutionen
 - Bildung einer Plattform für die europäische Wirtschaft zur Überprüfung der europäischen Politiken und Gesetzgebungsvorschläge sowie zur Erarbeitung von gemeinsamen Stellungnahmen
 - Einbringen der Position der europäischen Wirtschaft in den europäischen Meinungs- und Gesetzesbildungsprozess
 - Vertretung der Mitgliedsverbände im sozialen Dialog auf europäischer Ebene
- Ernest-Antoine Seillière ist bereits der 14. Präsident in der Geschichte der Unice. Seine Ernennung stiess bei den Mitgliedsverbänden auf eine breite Unterstützung.



Unice-Präsident Ernest-Antoine Seillière mit dem Präsidenten der Europäischen Zentralbank, Jean-Claude Trichet.

Seillière hat sich zuvor in Frankreich als Präsident des Arbeitgeberverbandes MEDEF einen Namen als gewiefter Taktierer gemacht. Während seiner siebenjährigen Regentschaft hat er den in der Krise steckenden Verband konsequent zu einem schlagkräftigen Organ umgewandelt. Dabei wurde er nicht müde, die Reformschwäche des Staatspräsidenten Jacques Chirac anzuprangern. Entsprechend deutlich waren denn auch seine Worte bei seinem Amtsantritt als Unice-Präsident im Sommer 2005: «Ich werde weniger diplomatisch sein als mein Vorgänger, wenn es darum geht, meine sehr klaren Visionen zu vertreten. Es muss etwas getan werden, und zwar schnell.»

Spricht die Sprache der Wirtschaft

Um seinen Anliegen Nachdruck zu verleihen, scheut sich Seillière auch nicht, ungewohnte Wege zu gehen. So organisierte er im Oktober 1999 als MEDEF-Präsident kurzerhand eine Protestveranstaltung gegen die 35-Stunden-Initiative der Regierung, an der 30 000 Unternehmer teilnahmen.

Zu einem kleinen innerfranzösischen Eklat kam es vergangenen März am EU-Gipfel in Brüssel, als Frankreichs Staatspräsident Jacques Chirac demonstrativ mit drei weiteren Ministern seines Kabinetts den Plenumssaal verliess, weil der französische Unice-Präsident seine Rede auf Englisch hielt. Doch für den Pragmatiker Seillière war klar: «Englisch ist die Sprache der Wirtschaft.» dhu

@propos

Ein Leben ohne das Netz?

Als Vertreterin der Generation X (1965 – 1980) brüste ich mich gerne damit, dass ich mit der modernen Kommunikationstechnologie gross geworden bin. Verglichen mit den Babyboomer (1945 – 1964) trifft dies wohl auch zu. Doch wenn ich mich genau erinnere, war es erst Anfang Highschool, im Jahr 1986, als ich zum ersten Mal mit einem Computer – einem Macintosh Apple II – hantierte; also neun Jahre nachdem der erste Personal Computer, der Apple I, auf den Markt gekommen war.

Damals konnte man es sich noch kaum vorstellen, täglich einen Computer zu benutzen oder gar einen zu besitzen. In meinem ersten Highschool-Jahr kannte ich nur einen Teen – aus einer wohlhabenden Familie der San Francisco Bay Area –, der zu Hause einen so genannten Personal

Computer hatte. Da gilt die Net Generation (1980 – 1994) bereits als weitaus gewiefter, auch wenn die Älteren unter ihnen sich ebenfalls zuerst an neue Technologien herantasten mussten. Anders die in den späten Achtzigern und frühen Neunzigern Geborenen: Sie sind bereits inmitten einer Flut von Elektronik aufgewachsen. Das blaue Wunder jedoch werden wir wohl erst mit jener noch namenlosen Generation der Nach-2000er erleben. Sie kennt kein Leben ohne Computer und Internet: Es sind die Kinder der digitalen Welt.

Mein vierjähriger Neffe ist der lebende Beweis. Seit über einem Jahr ist er bereits online. Zwar besitzt er noch keine eigene Website, und er hackt sich auch nicht in Fort Knox ein. Aber er übt bereits das Abc mit Hilfe der Puppe Elmo auf der Sesam-

michele.bodmer@credit-suisse.com



strasse-Homepage (www.sesameworkshop.org). Als seine Patin bin ich natürlich sicher, dass aus ihm ein Wunderkind wird. Mir ist inzwischen auch aufgefallen, dass es viele kleine Kinder gibt, die, unterstützt durch ihre Eltern, das Internet als zusätzliches Lerntool benutzen.

Und es scheint zu funktionieren. Als ich kürzlich mit meinem Neffen am Tisch sass, wurde er ungewöhnlich still. Nach einer Weile sagte er: «Auntie, ich denke viel nach.» – «Worüber denn?», fragte ich zurück. – «Über Dinosaurier, Traktoren, den Dschungel ...» Und er zählte noch einiges mehr auf.

Eigentlich komisch: Da findet ein kleiner Junge spielend leicht seinen Weg durch die digitale Welt. Und landet am Ende bei ganz realen Dingen.

credit-suisse.com/emagazine

Live-Chat mit einem der Sports-Awards-Gewinner

Am 16. Dezember ist es wieder so weit. An der Fernsehgala «Credit Suisse Sports Awards 2006» in der BEA-Halle in Bern wird entschieden, wer Nachfolger von Simone Niggli-Luder und Tom Lüthi als Schweizer Sportlerin und Sportler des Jahres wird. Und auch die Fussball-Nationalmannschaft als Schweizer Team des Jahres wird von einem andern erfolgreichen Team abgelöst. Oder bleiben am Ende die bisherigen Award-Gewinner in Amt und Würden? Es wäre nicht das erste Mal.

Die besten Schweizer Sportlerinnen und Sportler werden auch in diesem Jahr mit den Stimmen der Sportjournalisten und des Fernsehpublikums erkoren, erstmals jedoch auch mit jenen der Athletinnen und Athleten. Wahlberechtigt sind die rund 800 Inhaberinnen und Inhaber der Swiss Olympic Card. Wie die Fachjury, die sich aus den Sportredaktionen und der Sportjournalistenvereinigung sportpress.ch zusammensetzt, und das TV-Publikum erhalten auch die Sportlerinnen und Sportler ein Stimmengewicht von einem Drittel.

Neben den drei Hauptkategorien (Sportlerin, Sportler, Team) werden auch der beste Newcomer (in einer reinen Publikumswahl per Internet und SMS), der beste Trainer (Wahl durch die Diplomtrainervereinigung) und der beste Behindertensportler (Wahl durch Sportjournalisten) ermittelt.

Egal, wie das Resultat ausfallen wird, eins steht schon fest: Die Leserinnen und Leser des Credit Suisse emagazine werden die Gelegenheit erhalten, mit einem der sechs Gewinner online zu chatten. Die ausgewählte Person und vor allem der konkrete Zeitpunkt werden nach der Wahl auf der Website mitgeteilt. [ath](#)

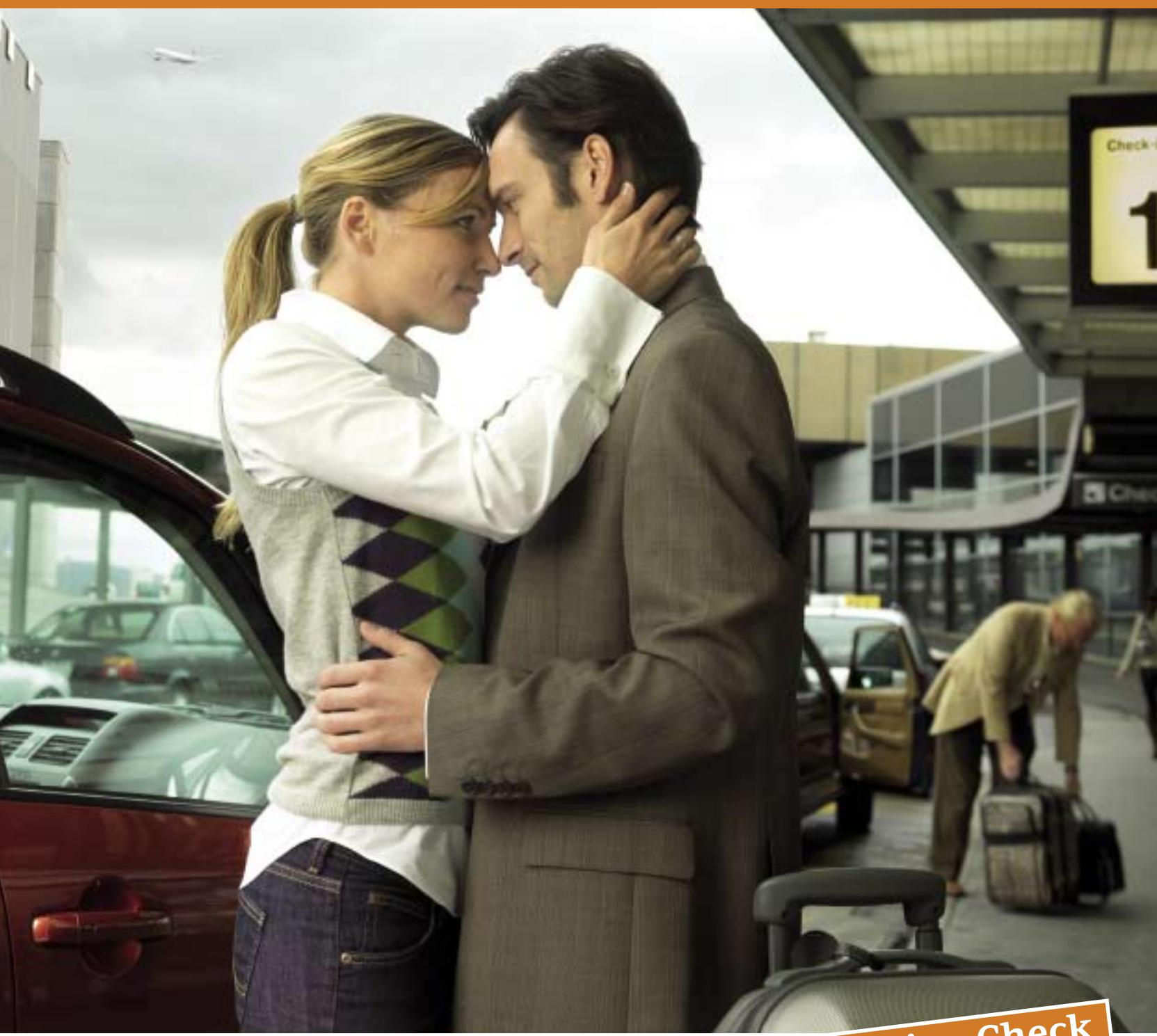
**Wer wird Nachfolger von Simone Niggli-Luder und Tom Lüthi?
Die Würfel fallen am 16. Dezember.**



Am besten, Sie abonnieren schon jetzt unseren wöchentlichen Newsletter, wo wir die Sportfans über den genauen Zeitpunkt des Live-Chats informieren werden.

Mehr dazu unter www.credit-suisse.com/emagazine (Rubrik «Newsletter»).

- Um 09:15 Uhr mit leerer Batterie dagestanden.
Um 10:30 Uhr planmäßig eingekommen.



Der einzigartige, kostenlose Schadenservice der Winterthur.

Ein Malheur am Auto ist für Winterthur-Versicherte kein Problem: Ein Anruf genügt und der Schadenmanager regelt alle Formalitäten, organisiert den Abschleppdienst, die Reparatur und wenn nötig auch einen Ersatzwagen, direkt zum Schadensort. Das alles und vieles mehr nicht etwa gegen Aufpreis, sondern gratis. Wer solche Vorteile genauso wenig verpassen will wie seine Termine, macht jetzt den Service-Check und informiert sich unter 0800 809 809 oder direkt bei einem Winterthur-Berater.

Nah am Leben, nah bei Ihnen.

Service-Check

Wie gut ist Ihre Versicherung im Schadenfall?
www.winterthur.com/ch/service-check

— **winterthur**

519 Jahre Erfahrung
gehen gemeinsam an den Start.
Am 29. Januar 2007.



Vorzügliche Nachrichten für Anleger: Die vier Schweizer Privatbanken Clariden, Leu, Hofmann, BGP sowie die Credit Suisse Fides schliessen sich zur Clariden Leu zusammen, um auch in Zukunft den hohen Ansprüchen von Privatkunden auf der ganzen Welt gerecht zu werden. Mit exzellentem Private Banking und dynamischen Investmentprodukten, die im einzigartigen Zusammenspiel den Unterschied machen. Ab 29. Januar 2007.

Zürich, Basel, Genf, Lausanne, Lugano, Beirut, Buenos Aires, Guernsey, Hongkong, Istanbul, Kairo, Lissabon,
London, Monaco, Montevideo, Moskau, Nassau, Oslo, Riga, São Paulo, Singapur

Clariden Leu entsteht, vorbehältlich der Zustimmung der zuständigen Gremien sowie der Eintragung in das Handelsregister, per Januar 2007 aus der Fusion der fünf Credit Suisse Group-Tochtergesellschaften Clariden Bank, Bank Leu, Bank Hofmann, BGP Banca di Gestione Patrimoniale und Credit Suisse Fides.

a CREDIT SUISSE GROUP company